

Don Klara May

Frau Klara May die Gattin Karl Mays, befindet sich augenblicklich mit ihrer freien Gefährtin, mit der sie schon einmal eine Reise durch Amerika zu den einheimischen Indianerstämmen unternahm (vergleiche ihr Buch „Mit Karl May durch Amerika“), auf einer Weltreise. Über ihre Reiseindrücke wird Frau Klara May in unserer Zeitung, als einziger Zeitung Sachsens, fortlaufend berichtet.

Rachdruck verboten.

1.

Nach sonnigen Tagen an der Riviera bestiegen wir am 27. Januar 1934 in Villefranche das Deck der „Refolute“. Von weitem schon grüßte uns die Hafentreppe und die alte deutsche Reichsflagge: Schwarz-Weiß-Rot. Wundervoll war für uns das Empfinden, wieder deutschen Boden unter den Füßen zu haben; das sich leise regende Heimweh und Bangen vor dem kühnen Beginn schwand, als wir deutsche Laute hörten, wieder mit deutschen Menschen zusammen waren.

Unsere Kabinen waren durch Liebe, die die Heimat sandte, mit Blumen herrlich geschmückt und machten uns das Heim für lange Zeit so gleich lieb und vertraut; wir waren bald ganz eingerichtet.

Nun ging es daran, unsere Umgebung in Augenschein zu nehmen. Wir sahen, von oben aus, ein großes Schwimmbad, von dem man in wenigen Wochen in Tropengebieten das Glasdach entfernen wird damit in reinem Seewasser unter freiem Himmel gebadet werden kann, weite Promenadenwege mit Spiel und Liegegelegenheiten, geschmackvolle Speise- und Gesellschaftsräume und, was am meisten freute, ein schönes, ernstes Bild unseres geliebten Führers Adolf Hitler.

Nach guter Fahrt erreichten wir den ersten Anlegeplatz, Neapel, am Abend des 29. Januars 1934. Auf der Fahrt sahen wir ein seltsames Naturschauspiel. Aus dunklen Wolken kam eine starke Windböe, die sich nach einiger Zeit auflöste und hinter einer Wolkenwand verschwand. Sie war nach Schätzung der Bordmannschaft etwa 18 bis 20 Kilometer vom Schiff entfernt. Neapel hatte Gewitter und Regen. Unfreundlich zeigte es sich den Gästen. Ausflüge nach Pompeji und anderen Sehenswürdigkeiten der sonst so schönen Stadt wurden von dem größten Teil der Fahrteilnehmer unternommen; wir aber beteiligten uns nicht daran, da wir alles schon zu günstigerer Zeit gesehen hatten. Nur ein kurzer Spaziergang durch die Stadt entfernte uns vom heimatlichen Schiff.

Hier in Neapel konnten wir große Veränderungen, Verbesserungen und gewaltige Umbauten wahrnehmen. Auch ein mächtiger Tunnel ist zwischen der Mole Beverello und dem National-Park angelegt worden.

Um 13.30 Uhr am 30. Januar 1934 sichtete unser Schiff die Anker zur Weiterfahrt nach Athen, dessen Hafen wir am 1. Februar 1934 erreichten. In wundervollem warmen Sonnenschein lag die Stadt vor uns. Wie viele Millionen und aber Millionen Menschen mögen schon gleich uns erwartungsvoll dieser Küste entgegengekauert haben? Nicht wie bei meinem früheren Besuch (1900), ging es auf staubiger Landstraße zur Stadt, sondern in guten Autos, die sorglich für uns bereitstanden und es ermöglichten, in kürzester Zeit die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Eine ausgezeichnete Führerin war uns zugesellt, eine Griechin deutscher Abkunft. Sie sprach mit Begeisterung und tiefem Wissen von ihrem Land und seinen Reichthümern.

Der erste Besuch galt dem Museum. Herrliche Schätze waren da seit meinem ersten Besuch hinzugekommen; es sollen auch noch Erweiterungsbauten geplant sein, um noch mehr aufstellen zu können, was bisher aus Raummangel unmöglich war.

In großer Zahl waren noch wundervolle Gräberfunde angesammelt worden. Der Hauptraum aber, der Schliemann-Saal, barg, wie einst, die wunderbaren Schätze altgriechischer Kunst, die in dieser Gesamtheit einzig auf der Erde sein dürften. Ein Deutscher hat sie dem Lande gewonnen. Deutsche sind es, die die neuen Gräberfunde hinzuzügten und deutsche Archäologen sind es, die heute unterhalb der Akropolis, am Anfang der heiligen Straße, die einst von hier aus nach Cleuis führte, neue Werte der Erde abringen. „Ja, meine Deutschen“, sagte die Führerin mit Rührung, als wir ihr über alles aufgewühlte Steingeröll folgten, „sie haben Sinn für uns für unser Land und seine Schätze.“

Vom Museum ging es zur Akropolis; sie grüßte uns schon vom Beginn der 5 Kilometer langen Syngros-Straße in alter erhabener Schönheit im herrlichsten Sonnenschein unter leuchtend blauem Himmel.

Unschöne Bauten ziehen sich heute an der einst

einlamen Straße hin. Man hat hier Platz schaffen müssen für die aus der Türkei ausgewiesenen Griechen. Es sollen 500 000 gewesen sein. Verhöht wurde die Stadt durch diesen Zuwachs nicht. Es sind zwar selbst im Innern der Stadt herrliche Neubauten im alten Stil entstanden, damit sind aber die denkbar schärfsten Gegenläufe geschaffen.

Unser Auto brachte uns zum Jupiter Tempel, der unverändert wie einst uns grüßte mit seinen großen Säulen. Der Tempelplatz ist frei gehalten. Man kann sich in der Phantasia leicht die Größe des einstigen Heiligtums vorstellen. Unverändert ist der Triumphbogen des Hadrian, ebenso das schöne Psitrides-Denkmal, die sogenannte „Laternen des Diogenes“. Von diesen Denkmälern gab es einst ganze Straßen. Es waren Ehrentempel, die man den Siegern der Olympischen Spiele stiftete. Und unverändert in aller Pracht und erhabener Schönheit steht vor allen die Akropolis.

Wieder, wie einst, laß ich auf den Stufen des Niketempels und gedachte der Vergangenheit. Wieder erschaute ich die wunderbare Fernsicht in hellem Sonnenglanz. Eine Weisheitsrede am Feierabend des Lebens. Vor 34 Jahren, am 9. Juli 1900, früh 5 Uhr, nach stürmischer Fahrt, waren wir, Karl May und ich, in der Phaleron-Bucht, dem Hafen von Athen, gelandet, auf dem alten russischen Schiff „Aurora“. Ich hatte sehr unter Seerkrankheit gelitten, die Karl May nichts anzuhaben vermochte. Mächtig stürmten die Erinnerungen aus jener Zeit auf mich ein. Wir hatten damals drei Wochen hier zugebracht und alle aus der Geschichte vertrauten Stätten besucht.

Von hier aus geniesst man eine wunderbare Fernsicht über die Stadt und die Bucht von Phaleron. Man erträumt Cleuis und Akrokorinth in weiter Ferne. Bei Sonnenuntergang beginnt auf dem Meere ein wunderbares Farbenpiel. Oft hatten wir es beobachtet und begriffen, wie Byron die begeistertsten Worte dafür fand:

„Langsam versinkt, im Scheiden doppelt schön, die Sonne westlich von Morea's Höhn, nicht, wie im Norden fahlen Angeichts, nein, wolkenlos, ein Brand lebendigen Lichts! Auf stiller See die goldnen Strahlen glüh'n wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün, auf Hydras und Meginas Felsen lacht der Gott der Freude ein letztes: Gute Nacht!“

Ich war ins Träumen gekommen da oben auf den Stufen des Niketempels. Ich dachte dem nach, worauf der „Observer“ unseres Schiffs, die in englischer Sprache verfaßte Bordzeitung für die Globetrotter, mit echt deutschem Hang zur Philosophie hinwies. Sokrates! Da unten durch die Gassen war der Alte gestreift, umgeben von einem Schwarm jugendlicher Anhänger, die dem Verkünder ewiger Wahrheiten das Wort vom Munde saßen. Und so war er gestorben, getroffen vom Spruch des Gerichts: „Ich gehe hin, um zu leben; ihr, um zu sterben!“

Wer von uns das bessere Teil erwählt hat, das weiß allein der Gott!“

Deutschland, dachte ich, geliebte Heimat! Ich stehe im Abend des Lebens wie damals der Weise von Athen! Die aber heut den Weg begannen im neuen Reich, die haben bestimmt das bessere Teil erwählt!

Am Ende unseres damaligen Aufenthaltes in Athen beschloßen Karl May und ich von all den erschauten Schönheiten Griechenlands einen stillen Abschied zu feiern, indem wir eine Vollmondnacht auf der Akropolis zubrachten. Es geschah. Wir sahen in stiller Andacht auf den Stufen des Niketempels. Ein lang gehegter Gedanke reifte aus. Wir wollten von all dem Schönen etwas in unsere geliebte Heimat verpflanzen: den Niketempel als letzte Ruhestätte.

Ein in Athen lebender Architekt, ein Radebeuler Kind, Professor Ziller, hatte uns durch Griechenlands Schätze geführt. Begeistert griff er unseren Gedanken auf und führte ihn mit seinem Bruder, der ebenfalls ein Menschenalter in Athen gelebt hatte, in Radebeul aus. Dort steht nun die Nachbildung des Niketempels von der Akropolis in Athen. Darin ruht Karl May, und ich hoffe, auch einst dort ruhen zu dürfen.

Wir besuchten damals noch manche ehemals heilige Stätte. So Cleuis, so Akrokorinth, Da

fanden wir selber noch Scherben von alten Gefäßen, zwar keine Stücke von Wert, und dennoch wies ein Zauber ging von ihnen aus, hielt man sie in Händen! Die Abende waren der Erinnerung geweiht; neu zog die Geschichte der Vergangenheit an uns vorüber, neues altes Leben quoll aus den Ruinen. In Delphi standen wir auf der Stelle, wo einst der Tempel gestanden haben mag; dort war die heilige Kastelequelle, die ein Erdbeben zum Versiegen brachte. Hier galt den Gläubigen der Spruch der Pythia. Glück und Unglück kündend, Segen und Fluch. Am Tempel standen die Worte: „Rein von Herzen betritt der Tempel des lautereren Gottes, wenn dir der heilige Quell eben die Glieder benehmt! Guten Pilgern genügt ein Tropfen, aber dem Bösen wüchse das Weltmeer selbst nicht die Verschuldung hinweg.“

In stiller Kabine klingen all die Erinnerungen aus und wandern als Gedanken zur Heimat, der geliebten. Weiter geht die Fahrt, für mich zu weiteren Erinnerungen. Konstantinopel, das heilige Land Aegypten folgen alles mit Karl May Ersehntes. Bald hoffe ich davon weiter zu berichten.



Klara May am Niketempel in Athen

Von Klara May

Wir legen mit diesem zweiten Brief die in unserer Nummer 48 begonnene Artikelserie von Klara May der Gattin des Dichters Karl May fort.

Nachdruck verboten.

11.

Nach guter Fahrt landeten wir, von Athen kommend, am Abend des 2. Februar 1934 im Hafen von Konstantinopel. Das Schiff durchfuhr den Bosporus bis hinauf ins Schwarze Meer und zeigte den Reisenden so die ganze Schönheit der Lage von Konstantinopel. Die älteste Sage gab der Meerenge den Namen: hier war der Sitz der Io, die in eine Kuh verwandelt wurde und über die Meerenge schwamm, daher der Name „Kuh- oder Rinderfurt“ = *Bosporus*.

Herrlicher und Heere benötigten im Lauf der Jahrhunderte immer wieder diese Brücke nach dem Orient. Des Darius Krieger lebten über die Meerenge, Gotfried von Bouillon weckte als Führer des Kreuzfahrerees in Konstantinopel, die Dogen von Venedig benannten die Mauern der Stadt und schließlich fiel sie nach mehreren vergeblichen Angriffen 1453 in die Hände der Türken unter Mohammed II. Wir fuhren am Wahrzeichen der Stadt vorüber, an den Türmen von Rumeli Hisar, von Mohammed II. zur Verteidigung der schmälsten Stelle der Meerenge 1452 errichtet. Sie haben heute als Verteidigungsmittel allen Wert verloren, sind aber der schönste Schmuck des Bosporus und feiner, der sie sah, wird sie aus dem Gedächtnis verlieren.

Langsam zog das Schiff an all diesen Stätten vorüber, uns Reisenden Zeit lassend, alles Erstaunte in uns aufzunehmen. Bis ins Schwarze Meer. Dort wendete es in großem Bogen und fuhr in majestätischer Ruhe zurück, um im Hafen zu ankern. Leichter Nebel hüllte jetzt die Umgebung ein. Wanderlustige Mitreisende gingen noch an Land. Wir gehörten nicht dazu, denn wir wollten uns für den nächsten Tag vorbereiten, der viele neue Eindrücke bringen sollte.

Sonnabend, 3. Februar 1934, 9 Uhr, wurden wir ausgedootet. Wir bekamen einen guten Führer zugesellt, einen Türken. Sein Name ist Baba Ibrahim. Er ist ständiger Führer im Hotel Tofathian und allen deutschen Reisenden zu empfehlen. Früher weilte er in Dresden und lernte dort Deutsch.

Mit ihm besuchten wir zuerst die *Agia Sophia*. Der Führer hatte gute Geschichtskennntnisse und frischte viele schlummernde Erinnerungen auf. Konstantin I. erbaute im Jahre 326 diese Kirche und weihte sie der göttlichen Weisheit: „*Sagia Sophia*“. Sein Sohn Konstantin II. vergrößerte den Bau. Ein Erdbeben zerstörte ihn im Jahre 360 teilweise, aber Theodosius errichtete ihn im Jahre 415 aufs neue. 532 wurde die *Sophia* ein Raub der Flammen und gänzlich vernichtet. Justinian legte aber schon 40 Tage nach dem Brand den neuen Grundstein, und schon 537 wurde das neue Bauwerk geweiht. Säulen aus den Tempeln in Baalbek und Ephesus mußten den Neubau verschönern helfen, in alter Pracht erstand das Heiligtum.

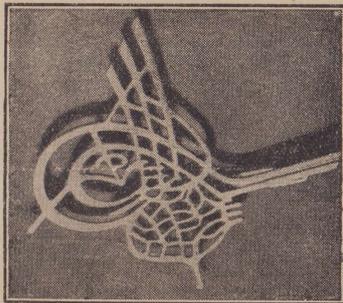
Wiederholt stürzte die Kuppel ein. wurde aber immer wieder von neuem errichtet. Einem der Baumeister soll es gelungen sein, das Gleichgewicht herzustellen, um neues Einstürzen des Daches in Verbindung mit unterirdischen Wasserkräften soll den Ausgleich herbeiführen, so berichtete der Fremdenführer. Bei der Eröberung der Kirche 1453 wurde sie Schauplatz einer furchtbaren Mesekele. Tausende hatten sich in

das Heiligtum gestürzt, ohne Erbarmen wurden sie alle niedergemacht.

Man zeigt eine Säule, an der das erste Zeichen der von nun an regierenden Sultane, die „*Tughra*“, die türkische Unterschrift der Herrscher, zu sehen ist. Mohammed soll seine Hand in das Blut der Leichen getaucht und mit Blut an die Säule geschlagen haben, als Zeichen der Besitzergreifung. Von da an gilt dieses Zeichen als Unterschrift der Herrscher. Es hat die Gestalt einer Hand mit abgepreiztem Daumen. Um die nun folgenden Unterschriften der Herrscher zu unterscheiden, wurde jeder *Tughra* noch ein kleines Zeichen angefügt, das den jeweiligen Sultan und seine Zeit erkennen läßt.

Neuerdings ist es gebräuchlich, wundervolle Mosaikbildnisse in der Vorhalle der *Agia Sophia* freizulegen von der verhüllenden Ueberziehung. Es wundert mich, daß die Türken so duldiam geworden sind, das zu gestatten. Auch hier scheint sich der alles verjüngende, reinigende und neuen Anschauungen Einlaß schaffende Geist *Kemal Paschas* auszuwirken. Bei unserm ersten Besuch zeigte man uns nur verrosteten, rasch wieder verdeckt, einige kleine Mosaiken. Es war damals nicht erlaubt, sie zur Schau zu stellen.

Dann wanderten wir, noch benommen vom eben Geschaenen in der *Agia Sophia*, etwa 50 Stufen hinab zur Zisterne der alten *Basilika* mit ihren unterirdischen Säulenhallen, die sich im klaren Wasser spiegeln. Statt der früheren Öllampen hat elektrisches Licht hier Einzug



Tughra,
das Handzeichen der türkischen Sultane.

gehalten. Die Zisterne wird von einem Bergquell gespeist und wurde vorzüglich errichtet, um die Stadt bei Belagerungen durch diesen unterirdischen Wasserreservoir mit Trinkwasser zu versorgen.

Unsere Wünsche gingen aber vor allem dahin, endlich einmal die früher unzugänglichen Privatwohnungen der Sultane und ihrer Frauen kennenzulernen. Mit welcher Begeisterung habe ich — und mit mir sicher ungezählte Freunde — Karl Mays „Durch die Wüste“ gelesen, seine Schilderungen von Harem und Haremleben.

Vor 34 Jahren, während Karl May beim Sultan Abdul Hamid empfangen wurde, durfte ich in einen Empfangsraum vornehmer Türkinnen eintreten, bekam Kaffee und nach Kolenöl schmeckende Süßigkeiten. Ich unterließ mich auch mit den Damen, da sie leblich französisch sprachen. Weiter als in diesen Haremssalzen aber kam ich zu jener Zeit nicht. Heute nun

sollte das Verlangen nach weiteren Einblicken befriedigt werden, wir durften in das alte *Serail*, den großen Palast der Sultane.

Schöne Empfangsräume, zuerst ganz in französischer Art, dann immer weiter in die älteren Bauten, leider durch französische Möbel verunstaltet, und endlich auch rein türkische Gemächer. Diese wirkten in ihrer Umgebung am besten, denn der türkische Stil ist in seiner Einfachheit und mit den schönen Stalattiten sehr harmonisch. Das *Serail* gibt einen vorzüglichen Einblick in die Gewohnheiten des täglichen Lebens der Herrscher, die hier aus- und eingingen. Nur zeigt alles starken Verfall, große Teile der Anlage liegen schon in Schutt und Trümmern, vom Feuer zerstört, das mit den alten Holzbauten schnell aufräumt, und aus Holz waren die meisten der Kioske, die das Leben der Haremstraßen umschlossen.

Ein kleines Reich für sich mit einem Audienzsaal war dem Sultan vorbehalten. Dort stand sein Thron, weiter als in diesen Raum gelangten auch seine Untergebenen kaum. Diesem ersten, größeren schlossen sich die Wohngemächer an, die schönen und einfachen Charakter hatten.

Die nun folgende Wohnung der Mutter des jeweiligen Sultans entsprach im Stil der des Herrschers, dann kam das Reich der jeweiligen Lieblingsfrau. Die übrigen Frauen waren in besonderen, mehr oder weniger schönen Kiosken untergebracht. Einer der mächtigsten ist der nach der Eroberung Bagdads entstandene, er trägt auch den Namen dieser Stadt; von der ihm vorgelagerten Terrasse hat man einen wunderbaren Blick auf das Goldene Horn und seine reizvollen Ufer. Aber auch hier zeigt sich schon harter Verfall.

Besonderes Augenmerk wendet sich den Wohnungen der Eunuchen zu. Auch ein Reich für sich, eng und dunkel die Gänge und Räume. In den Vorrichtungen zur Bekämpfung der unglücklichen Menschen. Man band ihnen die Füße hoch und verbande sie mit der landsüblichen Bastonnade. Diese Strafe, von der man jetzt in den orientalischen Erzählungen Karl Mays liest, bestand im Reithen der Fußsohlen mit Stöcken, oft bis zur Zerfleischung.

Die Eunuchen spielten als Vertraute der Sultane oft eine wichtige Rolle und standen dann im Rückspiel den Frauen nicht nach.

Man muß wissen, daß in der letzten Zeit der absolutistischen Sultane eine harte Politik durch die Frauen getrieben wurde. Der Herrscher war gezwungen, in jedem Jahr aus einer Anzahl ihm zur Wahl gestellter Töchter von Bedienstetinnen eine Frau zu wählen. Das hatte den Zweck, die immer unruhigen, leicht erregbaren Wäster sich zu Freunden zu machen, was am besten durch Heirat mit einer ihrer Häuptlingstöchter geschah. Diese Frauen wurden dann den schon vorhandenen zugeleitet und plauderten unwillig, wie sie waren, manche Geheimnisse ihrer Stämme aus, nicht ahnend, daß alles, was sie sagten, durch geheime Fenster belauscht wurde.

Höfe Ränke spannen vor allem aber die Mütter der Sultane; Haß gegen die Nebenfrauen und deren Kinder, Eifersucht und Machtgier diffamierten ihr Handeln. Das Gift, der geheime Dolchstoß herrschten. Wenige der Herrscher starben eines natürlichen Todes. Nichts von all dem drang über die hohen Haremssauern hinaus in die Öffentlichkeit, nur ein Ahnen, ein unheimliches Raunen ging allezeit durch das Volk. Und Schauergerächten wurden uns damals allenthalben in Konstantinopel berichtet.

Der „*Harém*“, dieses große, mauerumschlossene Reich, legte sich wie ein Alpdrück aufs Herz.

Wie manche dunkle Tat mag da begangen worden sein, und wie manches Abenteuer mag da stattgefunden haben, gerade so wie es von Karl May in vielen seiner Werke lebendig geschildert wird.

Weiterhin gelangten wir zum *Medschidie-Kiosk*, vom dem man eine prächtige Aussicht auf das Marmarameer genießt; dann galt es die Schatzkammern zu besuchen. Die herrlichen, den drei großen chinesischen Kunstepochen eingeräumten Säle mit der wunderbaren Porzellan- und Sammlungen hatten wenig Interesse für uns. Man kommt schließlich nicht nach der Türkei, um China zu bewundern. Bemerkenswert sei hier nur, daß es wieder einmal ein Deutscher war, dem die geradezu musterergültige Ausstattung der zur eigentlichen Schatzkammer, die ihre Bezeichnung mit größter Berechtigung trägt. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welche ungeheure Mengen erlesenster Kostbarkeiten hier angehäuft sind, welche Fülle von Gold und Edelsteinen in mehr oder weniger kunstvoller Verarbeitung. Meist Geschenke fremder Herrscher an die Sultane. Daneben eine ganz ausgezeichnete Ueberfülle der Prachtgewänder und Turbane der Großherren, vom ersten bis zum letzten Sultan. Ausnahmslos verraten sie eignen, auserlesenen Geschmack. Gar prächtig müssen die Herrscher in dem mächtigen Konfession auszuweichen haben, der die Krone vertrat, und der bekanntlich das zum Turban geschlungene Leichentuch war. Denn Mohammed hatte verboten, daß jeder Gläubige sein Leichentuch ums Haupt geschlungen trüge, um allezeit zum letzten Schlaf gerüstet zu sein. Jeder Sultan hatte für seinen Turban eine eigene wertvolle, edelsteingesetzte Agraffe. Auch die großen, mit Kostbarkeiten überladenen Throne ältester und neuerer Zeit müssen besonders gewürdigt werden. Ebenso die wunderbaren Stickerien in Berlin und Guld, welche Pracht, die einst kurzem Scheinbild leuchtete, und die nun der Nachwelt einen bunten Anblick unter 4 gibt. Kaddehlich geworden verläßt man all diese Herrlichkeiten. Wieder scheint ein Blatt der Geschichte umgeschlagen, das man staunend betrachten durfte.

Ein kurzer Besuch galt noch dem Museum mit dem unvergleichlich schönen *Alexander-Sarkophag*. Ihn wiederzusehen in seiner einzigartigen Schönheit war mein inniger Wunsch. Keine Abbildung und keine Beschreibung vermögen erspönd einen Begriff von diesem Werk zu geben. Es ist einzig auf der Welt, und kein Besucher Konstantinopels sollte veräumen, diesem Juwel alter Bildhauerarbeit einen Besuch abzustatten.

Nach diesem weiteren tiefen Erlebnis galt meine Sehnsucht noch der reichsten aller phönizischen Glasammlungen, die es auf der Welt gibt. Die schönsten Ausgrabungen dieser Art sind hier vereinigt. Die Gefäße des Landes hatten die Ausfuhr verboten; alles Aufgefundene mußte dem Staat abgeliefert werden. Diese Maßnahme hat das Museum so reichhaltig werden lassen. Verstohlen wurde wohl doch manches hinausgeschmuggelt, und auch das Museum selbst gab an befreundete Staaten ab, alles aber doch in geringem Umfang. Einige dieser kostbaren Gefäße wanderten so durch Freundeshand seinerzeit auch mit nach Kabeul.

Am Ende des besonders große Anforderungen stellenden Aufenthalts in Konstantinopel ist es eine besondere Pflicht, dankbar der Schiffsgesellschaft zu gedenken, die in bester Weise für uns gesorgt hatte. Man kann deutlich den Eindruck mitnehmen, daß man den deutschen Angestellten der Hamburg-Amerika-Linie und den Schiffsgästen allenthalben mit ausgesuchter Höflichkeit begegnet. Diese Wahrnehmung veranlaßte uns, den Reiseleiter zu fragen, wie die Stimmung des Volkes für die Deutschen sei. Mit warmer Begeisterung gedachte unser Ibrahim der deutschen Soldaten, an deren Seite er im Weltkrieg gekämpft hatte. Mit besonderer Hochachtung sprach er weiter von neuen Deutschland und seinem Führer, Adolf Hitler!

Von Klara May

Sie lesen mit diesem Bericht über das heutige Palästina die Fortsetzung der Gattin Karl May's über die Weltreise fort. (Verf. Nr. 48 und 55.)

Nachdruck verboten.

III.

Wieder auf deutschem Boden, auf der nun schon wie eine zweite Heimat geliebten „Resolute“!

Schwere und doch unvergessliche Tage liegen hinter uns. Eine Weltreise ist kein leichtes Vergnügen. Ist wie ein Buch, vom Herrgott geschrieben, man muß darin lesen lernen und die Sprache verstehen.

Am Abend des 12. Februar 1934 kamen wir nach siebentägiger Abwesenheit in Suez an. Da wir den Kanal nicht durchfahren, sah ich auch das Dentmal Veseps, des mutigen Kanalbauers, diesmal nicht, dafür aber zum erstenmal das Rote Meer, Neuland für mich. Doch nicht davon will ich heute berichten, sondern von den letzten Erinnerungen, die mich in Gedanken zurückführen zu den Reisetagen, damals mit Karl May.

In Haifa, wo wir am 6. Februar 1934 landeten, wies ein Unterschied! Damals, vor mehr als dreißig Jahren, kamen wir auf ungewissen Straßen von Jaffa her. Das einst unansehnliche, klauige Haifa ist heute nicht wiederzuerkennen. Es ist eine richtige Stadt geworden mit guten asphaltierten Autostraßen. Schöne Hafenanlagen machen den Ort zu einem bedeutenden Handelsplatz.

Unsere deutschen Bekannten, die damals hier ein sauberes Unterfunktschaub besaßen, sind in den Kriegswirren verschollen; wie ich erfuhr, sind sie nicht mehr am Leben. Fremd war mir Haifa, fremd alles ringsum.

Auf vorzüglichen Straßen ging es im Auto ins heilige Land hinein. Ueber Harojet und Musjeida zunächst nach Nazareth. Auch hier durchgreifende Veränderung des Ortes. Kein deutsches Einkehrhaus mehr wie einst. Nicht mehr so stimmungsvoll die Werkstatt Josephs; eine neue Kirche deckt jetzt die Höhlenwohnung, die man als die Heimstätte Josephs und Marias bezeichnet.

Nur die Menschen allein schienen unverändert. In gleicher Kleidung wie vor Jahrhunderten kamen die Frauen zum Brunnen, zur „Marienquelle“. Ein schönes, stimmungsvolles Bild, ein kleines Heiligtum inmitten all der Veränderungen.

Weiter ging es ins Bergland hinein, durch Kanaan im Galiläagebirge nach Tiberias.

Hier fanden wir im „Hotel Tiberias“ das alte, liebe deutsche Gasthaus wieder, wo wir einst wohnten. Noch immer ist es im Besitz der Familie Großmann. Die Mutter mit ihren Kindern führt das bekannte Haus in altgewohnter Weise treulich weiter. Die Freude des Wiedersehens war beiderseits groß. Erinnerungen wurden ausgetauscht, auch wurde nach dem Ergehen gemeinsamer Bekannter gefragt. Wie wehleidend waren beiderseits die Gesichte! Ein liebes Gedanke hat man Karl May hier bewahrt. Leider hat man seine Eintragung ins Fremdenbuch der Familie entwendet.

Seine Bücher aber verehrten sich vom Vater, der sie bis zu seinem Tod immer wieder gelesen hat, auf die Söhne, die sich nun daran erfreuen.

Hier gründeten deutsche Siedler in der Ebene Saron, nördlich von Jaffa, eine Kolonie, aus der ein deutsches Dorf entstand. Wie rührend war damals, als wir dieses kleine Reich besuchten, die überaus gastliche Aufnahme bei den Landleuten. Man hatte kleine Drangenbäume herangezogen, die zu der Hoffnung berechtigten, in ein paar Jahren schöne Früchte tragen zu können. Die ersten davon wurden Karl May versprochen, und sie kamen auch wirklich an einem Weihnachtstag an.

Biel wurde uns damals berichtet von den Mühen und Leiden der Siedler. Jeder Spatenstich war teuer erkauft, denn ein böses Fieber bedrohte die Einwanderer, keines der aus der Heimat mitgebrachten Kinder blieb am Leben, alle fielen ihm zur Beute. Nur die dort Geborenen überdauerten die Krankheit. Vater Fieber in Kapernaum erzählte uns damals, er habe Chinin flößenweise verbraucht, um dem Uebel zu steuern. Harte Kämpfe hatten die Tempel im Anfang auch mit den Arabern zu durchfechten, die ihnen feindselig gesinnt waren und jede Hilfe verweigerten. Die Leute waren mißtrauisch gemacht worden durch die Armeelieferanten, die der neuen Siedler nicht genogen waren. Sie hatten den Arabern gesagt: „Hütet euch, jetzt kommt das größte Unglück über euch, schlimmer als alles Vorhergegangene, denn schlimmer als Heuschreckenplage und Pest sind diese Neuangetommenen, diese Protestanten!“

Jahre lang hatten die Tempel gegen dieses Borurteil anzukämpfen; doch als die Araber das Waschen und Gedeihen der Anlagen wahrnahmen, schöpften sie Vertrauen, eiferten den Siedlern nach, und heute bedecken meilenweit herrlichster Früchte das Land.

So ist hier aus deutschem Fleiß eine Obstkultur geschaffen worden, die den Anlagen in Kalifornien nicht nachsteht, und Palästina versorgt heute schon weite Gebiete des nördlichen Weltmarktes mit seinen herrlichen Früchten.

In der Nacht legte ein heftiges Gewitter ein, so daß der Morgen zur Weiterfahrt nach Jerusalem recht kühl war. Die Fahrt durch die Ebene Jezreel, vorüber am Berg Tabor, dann zu den Gilboabergen und durch die Ebene Dotan, über die Hügel von Samaria hinauf nach Nablus. Nach kurzer Fahrt wurde am Jakobbrunnen Halt gemacht, dann ging's über Silo, Sindschil, Gofnah, Bethel, Beeroth, Rama, Mizpah, Gibeon nach Jerusalem. Trostlose Steinwüste überall mit wenig Fruchtland. In einigen Stunden hatten wir im Auto einen Weg zurückgelegt, der bei unserer ersten Anwesenheit drei Tage in Anspruch genommen hatte. Schlimme Pferde voller Steingeröll damals, heute bequeme Asphaltstraßen, bergauf, bergab.

Auch Jerusalem hat sich außerhalb der Mauern gewaltig ausgebreitet. Ein großes internationales Hotel ist entstanden, mit jüdischem Kapital gegründet, das Hotel King David. Das gemütliche alte deutsche „Hotel Faust“

kann leider eine Masseneinquartierung, wie sie unsere „Resolute“ bringt, nicht fassen. Besuch aber wurden die treuen alten Freunde, Erinnerungen und Meinungen ausgetauscht. Und vor allem wurde von der Heimat berichtet, vom Aufschwung im neuen Deutschland. Auch hier hörten wir, wie in Tiberias schon daß unsere Bewegung begeisterte Anhänger im Heiligen Land hat. Alle schaueten mit hoffender Seele nach der Heimat. Biel haben die Deutschen auch hier durch den Krieg gelitten und verloren. Unseren Freunden im Hotel Faust blieb allerdings das Konzentrationslager erspart, weil die liebe alte schon 82jährige Frau Faust, die damals bei unserem ersten Aufenthalt wie eine Mutter für uns gesorgt hatte, gelähmt war und nicht mehr aufstehen konnte. Allen deutschen Palästinawanderern möchte ich ans Herz legen, beim Besuch Jerusalems das Hotel Faust aufzusuchen. Es bietet alles, zum Teil Besseres als das Brunthaus „King David“, nur fehlt Spiel und Tanz. Deutsche Schlichtheit wohnt an dieser Stätte. Die meisten Deutschen besuchen auch schon Faust, den treuen Stammesbruder im Heiligen Land.

Das alte Jerusalem mit den sagenhaften Heiligthümern hat sich seit unserem ersten Besuch wenig verändert. Der Fremde muß sich Jerusalem im Innern aufbauen, denn jenes Jerusalem, wo Christus einst wandelte, liegt beinahe tief verschüttet unter dem heutigen Ort. Erst im 16. Jahrhundert errichteten die frommen Franziskaner die Via Dolorosa mit den Leidensstationen Christi. Keine Stadt der Erde hat solche Zerstörungen und Umwälzungen durchgemacht, wie Jerusalem. Im Jahre 70 n. Chr. zerstörte Titus die Stadt. Hadrian wollte die Reste der Erinnerung an alle heiligen Stätten der Christen gründlich vernichten, und er erreichte seinen Zweck, indem er Christi Grab verschüttete, den Golgatha-Hügel abtrug und damit die Täler füllte; dann erbaute er auf dem so gewonnenen Raum eine neue Stadt, die er Aelia Capitolina nannte. Erstürmungen, Feuerbrünste und Erdbeben vernichteten und verwüsteten auch diese Stadt; erneut wurden die Täler zugeschüttet und Höhen abgetragen. So steht Jerusalem, wie wir es sehen, auf 10 bis 15 Meter Schutt. Wer also will die uns heiligen Stätten kennen? Ein mit Kienletern geschriebenes „Ignoramus“ steht vor uns.

Der einzige Ort in Jerusalem, von dem wir annehmen dürfen, daß Christi Füße auf ihm wandelten, ist der Platz mit dem Felsenom. Hier kann der Tempel gestanden haben, in dem Christus aus- und einging. Heute ist die geweihte Stätte, nachdem sie den Christen wieder entzogen wurde, im Besitz der Mohammedaner, denen sie ebenso heilig ist, wie uns Christen. Nach der unsicheren Ueberlieferung soll der Felsen im Dom eine alte Opferstätte kennzeichnen. Der Altar der Kreuzritter stand dort.

Es ist heute wie einst ein Hauptanziehungspunkt für alle islamitischen Pilger, auch für alle Fremden. Hier errichtete David einen Altar. Auf derselben Stelle ließ dann Salomo seinen Tempel errichten. Und durch alle Religionswechsel hielt der Orient diese Stätte

heilig. Bereits Mohammed verehrte den alten Bau. Stumm schreiten wir vorüber und wandern nachdenklich weiter zur Klagemauer unterhalb des Felsens, der die Waise trägt.

Nach kurzer Rast bestiegen wir wieder unser Auto, es trug uns zum Delberg, zum Garten Gethsemane. Von dem Garten, den wir bei unseren früheren Besuchen sahen, ist nur noch ein ganz kleiner Rest vorhanden. Keine Vorstellung bleibt mehr von einem stillen, einsamen Ort. Eine große neue Kirche wölbt sich über dem Platz, an dem Christus seine letzte Nacht im Gebet verbrachte. Vor Jahren stand hier nur die russische Kirche mit ihren Stationen am Berg, frei lag noch der Garten. Heute hat ihn die neue Kirche fast verdrängt, und dicht dabei drängen sich Araberwohnungen.

Von der weihenollen Stimmung dieses Ortes ist fast nichts geblieben.

Still und enttäuscht ging es weiter, am Siloateich vorüber. In dem Breden war noch warmes Wasser als damals, da ich eine Aufnahme von Karl May hier machte. Dann mußte uns die Aussicht von der Himmelfahrtskirche auf Jerusalem den einstigen Blick vom Delberg erzeihen.

Weiter führte uns der Weg nach Bethlehem. Hier war keine Veränderung an der Kirche der Geburt und dem Vorpflanzwahrnehmen. Alles wie einst, das Heiligtum, in das sich die Vertreter der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse teilen, noch immer von mohammedanischen Soldaten bewacht, um immer wieder aufladernde Streitigkeiten zu verüben.

Bethlehem selbst fand ich vergrößert, wie alle Orte in Palästina. Friedlich allein lag noch nahe der Kirche das Feld der Hirten. Wie lange noch?

Jetzt blieb uns nur noch der Besuch der Taufstelle Christi am Jordan. Es war noch der alte Erdenfled, den ich von früher kannte und doch in der Umgebung wie verändert! An der Taufstelle, die einst eine Furt war, ist im Jahre 1919 eine Brücke errichtet worden. Ein paar Lehmhäuser sind vorgelagert. Schmuckige Umgebung ringsum. Da ist keine Sammlung mehr möglich. Araber jagen in alten Autos über die Brücke, unter der der Jordan langsam dahinfließt. Auch hier steht Militär als Wache.

Nun zurück und weiter zum Toten Meer. Eine noch größere Enttäuschung erwartete uns hier. Die Fahrstraße auch dahin wundervoll gehalten, nicht wie früher über Stock und Stein, dafür aber erwartete uns heute ein kleiner Badestrand mit Anlagen, ein Gathsa mit Grammophon und Jazzmusik. So stellt sich jetzt das einst stille, weitenweit einsame Tote Meer dar.

Wieviel schöner war für mich das Heilige Land zu jener Zeit, als mir Karl May zur Seite war. Wie liebte er jede ihm aus der vertrauten Bibel heilige Stätte. Damals war die ganze Reise durch Palästina, wenn auch langsam und beschwerlich, ein einziges Erleben einer wundervollen Predigt.

Wir wanderten in den Fußspuren Christi, ergeben in Gottes Willen, wie Karl May allezeit war. Er war ein glücklicher Kreuzträger, nie murrte er unter seiner Last. Alles war ihm Fügung, Gottes Wille. bis zur letzten Stunde. Dieser Wanderer zwischen zwei Welten hatte schon in der sichtbaren Welt den Weg zur unsichtbaren erschaut.

Aufnahmen aus Konstantinopel



Blick aus dem Fenster Karl May's auf das Goldene Horn



Der Galataturm, der in den Werken Karl May's eine große Rolle spielt

Von Klara May

Es ist uns gelungen, einige jener Aufnahmen von den Auslandsreisen Karl Mays hier erstmalig zu zeigen und zu veröffentlichen, von denen Klara May in diesem vierten Bericht über ihre Weltreise spricht. (Vergl. Nr. 48, 55, 69.)

Nachdruck verboten.

IV.

Auf dem Roten Meer in heißer, heller Sonne des Südens. Die Gedanken lassen keine Müdigkeit aufkommen. Wie lebt man hier in und mit Karl May! Ich gebe seine Briefe, die er von hier, auf diesem Meer, das er so sehr liebte, nach Hause schrieb. Leider hat sie ein tüftliches Geschick vernichtet, und nur die Erinnerung daran ist in mir lebendig. Wenige Stunden weit entfernt, nur durch eine ganz kurze Raumpinne von uns getrennt, liegt Mekka. In welcher glühenden Farben hat Karl May das Heiligtum von ungezählten Millionen, die gläubigen Herzens diese Städte betreten, in seinen Reiseerzählungen beschrieben! Mit welcher Inbrunst mag Karl May hier gebetet haben, er, der überhaupt betend lebte. Sein ganzes Leben war ein Gebet. Ich kenne ihn nur so, immer gütig, immer zum Berzeihen, zum Geben bereit. Hier in der Stille, weit ab vom Hasten der Welt, kommt die Erinnerung an ihn mehr denn je zum Durchbruch. Immer muß ich an ihn denken und empfinde es noch, wie ihm hier zwingender als je im Gedanken an den allgütigen Gott die Gedanken kamen.

Wie wunderbar leuchteten gestern Abend die Sterne am Himmelsdom! Und heute, jetzt, die wunderbare Sonne, wie wir Kinder des Nordens sie nie daheim sehen. Sie spiegelt sich tausendfach im blauen Meer, jede Welle glitzert und jeder sprühende Tropfen ist ein köstlich geschliffener Diamant.

Kein Wunder, daß die alten Ägypter ihre höchste Gottheit in der Sonne verkörpert sahen. Die Sonnencheibe kehrt in all ihren bildlichen Darstellungen tausendfältig wieder, umhoben von allerlei Symbolen ihres phantastischen Glaubens. Was war ihnen nicht alles heilig! Wie suchten und fanden sie Sinn und Seele auch in den Tieren! Gutes und Böses verkörperten sie durch ihre Göttergestalten, in den Hieroglyphen, vor deren funktvoller Schönheit wir heute, nach Jahrtausenden noch, bewundernd stehen.

Deutsche Gelehrte waren es, vor allem Georg Ebers, die der Welt diese Schätze an Kunst und Wissen erschlossen. Sein „Cicero“ ist allen Ägyptenfahrern besonders zu empfehlen. Wie hat uns dieser Mann vor unserer ersten Reise ins Pharaonenland begeistert und zum Schauen und Nachfühlen angeregt! Noch heute, nach mehr als 30 Jahren, lebt alles einft von ihm beschriebene wieder in mir auf. Ebers wunderbare Originalarbeiten gingen leider nach England und mögen den Grundstoß gebildet haben und die Anregung gewesen sein zu der neuesten und schönsten Ausgrabung im Tal der Könige, zur Entdeckung des Grabes von Tut-ench-Amun, das mich bei der Planung meiner Weltreise wie ein Magnet anzog.

Was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Hier vertritt den Mund die Feder. Die Gedanken hatten an dieser Stelle zu stark, und ich muß nun nachsicht bitten, wenn ich nicht in der Reihenfolge berichte. Ich komme später wieder zum Anfangspunkt dieses Reiseabschnitts zurück, möchte mir aber zuvor die drängenden Gedanken von der Seele schreiben. Die schönsten dieser Grabhüden sind im Museum in Kairo aufgestellt. Man kann sich selbst aus der begeisterten Beschreibung, wie sie in dem sehr guten deutschen Werk von Howard-Carter „Tut-ench-Amun, ein ägyptisches Königsgrab“, Leipzig, F. W. Brockhaus 1927, vorliegt, keine restlose Vor-

stellung machen von der wirklichen Schönheit der Mumienhallen. Man muß sie mit eigenen Augen anschauen.

Sein Grab besteht aus einer steilen Eingangsstreppe, einem abwärtsführenden Gang, einer Vorkammer mit Seitenraum, einer Sargkammer und einer Schatzkammer. Alle diese Räume sind klein in den Ausmaßen und sichtlich in der Ausgestaltung. Die Wandmalereien stellen religiöse Szenen dar, u. a. auch den Leichenzug des Königs. Die Mumie Tut-ench-Amuns ruht da in ihrem Schrein auf einer Bahre. Diese wieder steht auf einem Boot, das von Würdenträgern des Hofes wie ein Schlitten zum Grab gezogen wird. Ueber der Königsleiche hängen Blumengewinde, im Boot liegt vor dem Schrein ein Sphinx. Daneben stehen trauernd die Göttinnen Nechpts und Isis.

Durch das Kairo-Museum gut vorbereitet, sahen wir dann im Tal der Könige das wirkliche Grab des jungen Königs, mit seiner letzten Umhüllung des Leibes. Man hat die Mumie, die seinerzeit auch nach Kairo überführt worden war, wieder zurückgebracht an die Fundstelle.

Es herrscht nämlich in Ägypten eine andere Anschauung über den Totentritt als damals bei unserer ersten Anwesenheit. seinerzeit sahen wir im Museum die Köpfe von den Hüften befreiten Köpfe der Könige ausgestellt. Heute sieht man ihn und all die anderen Mumien nicht mehr. In einem besonderen Raum sind sie aufgehoben. Profanen Augen sollen sie nicht mehr als Schauobjekte dienen. Das war eine Enttäuschung für uns, und dennoch billige ich es, daß man so handelt.

Von Jerusalem trug uns die Bahn nach Kairo. Damals kam ich mit Karl May von Port Said her, wo ich am Zuge noch eine Aufnahme von May machte. Kairo besah damals schon gute Zugverbindungen, nicht aber, wie heute, auch mit Jerusalem. Jetzt ist es leicht, in kürzester Zeit von einem Ort zum andern zu gelangen.

In Kairo nahm uns das gute, aber schon recht veraltete Shepard-Hotel auf, — leider nicht das mir so vertraute, wenige Häuser weiter liegende „Continental“, wo Karl May und ich seinerzeit ein paar Wochen zubrachten.

Kairo ist heute den Orientalen, was Paris den Franzosen ist, eine Weltstadt, die Hauptstadt des Reiches. Ja, es ist eigentlich die Hauptstadt des Orients. Es stellt mit seinem Leben und Treiben sogar Konstantinopel in den Schatten. Das Gesellschaftsleben ist durch die vielen hier wohnenden Engländer ähnlich entwickelt wie in London. Die Feste, die man hier beim Beginn der Saison feiert, überstrahlen die aller anderen Wintervergügnungsorte der Welt.

Die ägyptische Winterzeit wird im November durch Pferderennen in Helwan eröffnet. Die englischen Offiziere des in Kairo stationierten Lancier-Regiments, die da am Start erscheinen, besitzen wundervolle arabische Pferde. Die besten englischen Fliegeroffiziere zeigen hier ihre Kunstflüge. Herrliche Paläste sind an der einst einjamen Straße nach Giseh entstanden. Hier leben die vom Glück Begünstigten. Nicht aber neben diesem Reichtum wohnt die bitterste Armut.

Die alte Stadt, in der die Araber hausen, in ihren Milchschamphäusern, in engen Gassen, ist auch heute noch unauber. Emsige Arbeiter sind in den Balaren, die zu besuchen uns keine Zeit blieb, wie einst am Werk. Was habe ich damals

alles dort eingekauft! Es liegt noch daheim in der lieben alten Villa „Shatterhand“, bunt durcheinander, und harret noch immer der Einordnung in ein Verzeichnis.

Diesmal galt unser erster Besuch in Kairo dem Giseh-Museum. Es enthält die größte, vollständigste und schönste Sammlung aller ägyptischen Kunstschätze. Das Museum auch nur in kleinen Zügen zu beschreiben, ist in diesem Rahmen unmöglich, gäbe auch kein Bild von der Wirklichkeit. Obgleich das Anziehendste die Mumien der Könige, nicht mehr sichtbar sind, wie ich schon sagte, bleibt dennoch eine Ueberfülle für den Beschauer übrig. Hier ist nicht nur ein einzelnes Blatt im Buch der Weltgeschichte aufgeschlagen. Tage und Wochen könnte einer hier im Schauen verbringen. Diese Quelle zu erschöpfen, reicht ein armes Menschenleben nicht aus.

Vom Museum fuhren wir zur Ihar-Universität und hatten das Glück, Lehrer und Schüler in dem offenen Hallenhof beim Studium anzutreffen. Der alte, unverfälschte Orient bot sich dem Beschauer dar.

Die Fahrt nach Memphis und Saffara, zu den Apisgräbern nahm allzu viel Zeit in Anspruch. Meine Bitte, hier nicht so lange zu verweilen, war wirkungslos, und so kam es, daß wir erst gegen 17 Uhr, noch dazu im Regen, die Pyramiden und den Sphinx erreichten. Dort wartete meiner eine arge Enttäuschung. Ich hatte mich so sehr auf die neuen Ausgrabungen am Sphingtempel gefreut. Nun war der Zutritt schon gesperrt; eine Wache mahnte zum Verlassen des Platzes. Nur einen Blick konnte man hinter eigenartigen und schönsten aller Baugebauten der Pharaonen neuerdings der Wüste abgerungen wurde.

Damals wohnten wir im nahen Mena House, dem schönen, den Pyramiden vorgelagerten englischen Hotel. Eine Nacht beabsichtigten wir dort zuzubringen, und 14 Tage wurden daraus. Hier beginnt Karl Mays Erzählung „Und Friede auf Erden“. Sie wandert von hier nach China denselben Weg, den ich heute zu gehen im Begriff bin. Karl Mays Zimmer in Mena House hatte einen besonderen Ausgang zur Wüste. Er ist heute nicht mehr vorhanden, denn das Hotel wurde sehr vergrößert, und ein Neubau befindet sich an der Stelle, wo einst die Tür war.

Sobald sich am Abend der Verkehr des Tages verlaufen hatte und weit und breit kein Mensch mehr, keine Wache an den Pyramiden zu sehen war, dann begann für uns die Zeit zu einem stillen Gang im Mondschin zum Sphinx. Dieser Märchenleib hatte es Karl May angetan; er behauptete, das Gebilde lebe und atme in stiller Mondnacht und berichte über Zweck und Ziel seines Seins.

Wenn ich sage: der Sphinx, so möchte ich auf das oben erwähnte Buch meines Mannes hinweisen, worin man (auf Seite 58) die Begründung findet: die den drei Pyramiden vorgelagerte Sphinggestalt ist — im Gegensatz zu den griechischen Sphinxen — männlich; ihr Kopf stellt das Gesicht des Erbauers der mittleren Pyramide, des ägyptischen Königs Chefnen (nach anderer Meinung das Antlitz des Sonnengottes) dar.

Eine Stunde Rast blieb noch immer. Ich benötigte sie zu einem Besuch der deutschen Buchhandlung. Hier fand ich sogar den 60. Band (Allah il Allah!) der Reiseerzählungen Karl Mays schon vor. Ich hörte, daß man in Kairo



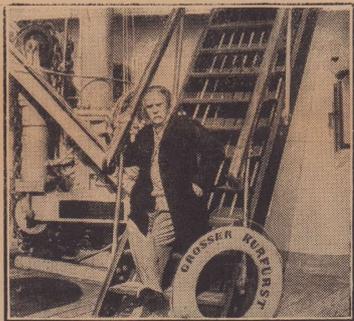
Ein Bild Klara Mays (rechts) von ihrer Weltreise 1934

wieder, wie vor dem Kriege, mit Vorliebe Karl May lese, und zwar wären es heute auch die Welteren, die May bevorzugen. Es war mir eine Freude, alte Erinnerungen hier auszutauschen und vom neuen Deutschland zu berichten, von uneres Führers Wollen und Vollbringen. Die Deutschen da draußen bilden alle trotz und Hoffnungslosigkeit auf ihr Heimatland und auf den Aufstieg des Deutschlands. Dankbar werden da gute Berichte aus der Heimat aufgenommen.

Sonntag, 11. Februar 1934. Im Schlafwagen nach Luxor. Erst Luxor gibt ein vollständiges Bild von Ägypten. Ohne hier oben am Nil gewesen zu sein, sind alle Eindrücke des Pharaonenlandes, sind alle Gewinne dieser Reise nur halb. In einer Nachtfahrt war das Ziel erreicht, was den Nil aufwärts im Boot eine so lange Zeit in Anspruch nimmt. Zeit zum Träumen auf dem Nil in stiller Mondnacht gab es freilich nicht, und Abu Simbel konnten wir natürlich nicht sehen. Es blieb aber des Erhabenen und Großen noch übrig.

Nachdem wir alle diese wunderbaren Bauten und Denkmäler der uns so fern liegenden, großen Zeit in tiefer Erschütterung betrachtet hatten, blieb uns noch eine kurze Rast, die wir im Hause unseres Führers, eines christlichen Arabers, zubrachten. Georges Michail ist sein Name, Anführer Luxor, Upper Egypt. Ich verpackte ihm, unseren Dank für seine ausgezeichnete Führung in meinen Berichten auszusprechen, und ich möchte es hiermit getan haben. Der 72jährige Mann macht einen Vertrauten erweckenden Eindruck, spricht neben verschiedenen Sprachen auch Deutsch, besitzt Zeugnisse von hervorragenden deutschen Reisenden und darf mit Recht als Führer empfohlen werden.

Nach diesem reichlich anstrengenden Tage befühlte ich mich wieder dem Nachtszug, der uns nach Kairo zurückbrachte. Von dort ging es nach kurzem Aufenthalt mit der Bahn weiter nach Sez, wo uns unsere geliebte „Resolute“ erwartete und wieder aufnahm.



Karl May auf dem „Großen Kurfürst“ im Jahre 1908



Aufnahme: Klara May.

Karl May auf dem Sphinx 1899

Unter dem Hakentkrenz um die Erde

Von Klara May

Söhne des Sonnengottes

Von ihrer Weltreise sendet uns Klara May ihren ersten Bericht über die geistigen Strömungen im heutigen Indien. (Vergleiche Nr. 48, 55, 69, 76.)

(Nachdruck verboten.)

V.

Wir haben das Wunderland Indien betreten. Wir stehen in scheuer Anacht vor seinen märchenhaften Bauwerken, und wir betrachten erkaunt, von tausend Fragen im Innern befüllt, seine Menschen; denn diese Menschen sind uns Europäern auf den ersten Blick Kätzel. Ihr ganzes Leben wurzelt in der Religion. All ihre Lebensformen wachsen aus der Religion. Ihr Streben, Wollen, Hoffen, ihre Freude wie ihr Leid, ihre Liebe wie ihr Haß — alles ist Ausfluß der Religion.

Wir selber, die blutvolles Erleben des Tages nachsinnen lieh über diese Dinge, will es scheinen, als öffnete sich uns hier der Vorhang eines Heiligtrums und dahinter würde der Blick frei in die Wertarbeit auch der großen deutschen Dichter und Denker. Jetzt erst verstanden ich Goethes „Stirb und werde!“ recht. Ich erfüllte Kants Sehnsucht, achte Nietzsche's Wollen in seinem Zarathustra, in den Aphorismen. Hier fand ich die Sage, die Wagner für seine „Feen“ benutzte zu haben scheint. Vielleicht ist er auf dem Umweg über Nietzsche's dazu gekommen. Es ist die Sage von der Göttin Durga oder Sartin, der Tochter des Berggottes Himalaja, die in vielfacher Gestalt verehrt wird und viele Namen hat. Sie wurde gegen den Willen ihres Vaters die Gattin Schivas, der sie raubte und diese Tat mit ihrem Leben büßen sollte. Der Berggeist bannte ihn in den Berg. Durga aber opferte ihr Leben für den Gatten und erlöste so Schivas Seele.

Die Witwenverbrennungen

Aus den Begebenheiten dieses Märchens zog frommer Glaube die übersteigerte Schlussfolgerung. So entstand in Indien die Sitte — besser Anstalt — der Witwenverbrennungen. Es galt als Pflichtgebot, daß die Gattin dem toten Ehemann ihre Seele opferte. England hat diesen Brauch — mit Recht — bekämpft und verboten. Ob zum Glück der Witwen in Indien, mag dahingestellt sein. Ihnen wurde ein Leben gesichert, das kein Leben ist. Der Ander verachtet die Frau, die sich dem Opfer entzieht. Sie ist ausgeschlossen von jeder Freude des Dafeins. Sie fastet und fastet sich. Ein widernatürlicher Zustand, geboren aus frommem Irrglauben. Widernatürlich, weil diese „Witwen“ den Gatten oft kaum gekannt haben, nicht innerlich mit ihm verbunden waren, was doch erste Voraussetzung zur Begründung eines solchen Opfers sein müßte. Sind doch in Indien die Kinderehen noch immer an der Tagesordnung. Schon im zartesten Alter wird das Mädchen zur Ehe mit einem unmündigen Knaben verkauft. Vergebens ist Englands Einpruch, der fordert, daß ein Mädchen unter 16 Jahren nicht verheiratet werden darf. Was gilt dem Ander solch kleines weibliches Wesen? Nichts! Wie überhaupt das Weib nichts gilt in diesem Lande, dessen mohammedanischer Bevölkerungsteil, getreu der Lehre des Propheten, der Frau sogar die Seele abspricht. Wir haben auf einer kleinen Bahnstation ein etwa fünfjähriges Mädchen mit dem Zeichen der verheirateten Frau auf der Stirn. Man lehrt sich nicht an die Bestimmungen der Engländer, und spricht man darüber mit einem Eingeborenen — wo er etwa mit einem indischen Studenten —, so flammte ein offener Haß entgegen.

Bezeichnend für die Anschauung der Hindus ist es, daß bei ihnen die drei Hauptgötter Brahma, Schiva und Wischnu, zu einer dreiköpfigen Gottheit zusammengefaßt erscheinen. Der Hinduismus ist nämlich ausgesprochen monotheistisch. Er lehrt, wie alle indischen Religionen, die Unsterblichkeit der Seele, sieht im Tode eine Erlösung und erhofft ein ewiges Sein in Gott.

Die Vielgestaltigkeit der religiösen Anschauungen, die sich in diesen wenigen Zeilen schon spiegelt, darf nicht verwundern. Sektensind in Indien seit je rasch entstanden, und jeder Sektensifter wurde als Heiliger verehrt. Wir erleben das zur Zeit wieder an Ghandi, dessen Bild bereits überall in Indien zu finden ist, umgeben von allerlei religiösem Schmud. Er lehrt die Aufopferung, die Nächstenliebe, die heroische Passivität. Schon zählen seine Anhänger nach Millionen, und sein Tod wird ihn bestimmt zum neuen Heiligen machen.

Das Land war in sich zerrissen, soweit unsere Ueberlieferung reicht, schon vor 3000 oder 4000 Jahren, als die Arier dort einwanderten. In den Hindus finden wir noch ihre Blutmischung mit den wilden Eingeborenen. Zwei Seelen wohnen seitdem erkennbar in der Brust dieser Menschen, die Sehnsucht nach dem Guten, der Erneuerung, die letzte Auffassung, das Edelmenschliche. Dann aber bricht wieder die ungezähmte Bestie durch.

Bei den vor Jahrtausenden eingewanderten Ariern finden wir Anklänge an Aegypten. Sie nannten sich „Söhne des Sonnengottes“. Dann taucht Krishna auf, der Fürst der Yadawa. Die Forscher erkennen in ihm einen Sonnengott. Es folgten die Sumerer. Ihr Gott, der Mondgott mit der Tira, mischt sich in den indischen Götterkreis. Hier erscheint zuerst der heilige weiße Stier, vor dem man betet. Schiva gesellt sich hinzu mit dem weißen Kandi-Bullen, mit dem Mond auf der Stirn und mit der Tira. Schiva ist das Haupt der Brahmanen, das göttliche Vorbild der Mondnaxten in der Dravidakultur. Der Venusgott ist die große Göttin, die „Altmutter“, ihr heiliges Tier die Kuh, ihr Symbol der Löwe, ihr Untertan die Schlange.

Daher muß man in Indien auch heute noch der heiligen Kuh aus dem Wege gehen. Wenn es dem Tier etwa beliebt, einem die Bahn zu versperren, muß man warten, bis es sich freiwillig entfernt. Diese Tiere werden von den frommen Pilgern gesüttelt. Der Gemüthshändler fühlt sich geehrt, wenn eine Kuh seinen Karren plündert. Schlemmer sind die Kühe am Ganges; auf der heiligen Badestelle in Benares liegen sie fett und gemästet umher. Und sie zeigen keine Nächstenliebe für ihre armen frei gelassenen Artgenossen, die nicht in ihren Bezirk gehören, nicht gebadet werden und abseits von den reichen Futterplätzen ihr Leben fristen müssen. Es besteht die Sitte, daß fromme Hindu dem Fleisch immer wieder eine Kuh abtaufen und sie frei lassen. Das erscheint ihnen als ein gutes Werk. Da aber nun zu viele solche Tiere herumlaufen und nicht allenthalben Futter für die unterjorgten Kühe vorhanden ist, kommen sie einfach um, verhungern. Sorglich tragen dann die Hindu das heilige Tier hinab in die Fluten des Ganges.

Alle diese Religionsformen aber, die in so mannigfaltiger Gestalt in Erscheinung treten, haben eine Wurzel, einen gemeinsamen Sinn. Derselbe Gedanke liegt ihnen zugrunde, der Gedanke nämlich von der Geburt des Schicksals, vom Schicksal als Fügung, das nur erträglich wird durch völlige Hingabe und Unterwerfung, durch Selbstaufopferung nach dem Vorbild der erhabenen Erscheinungen in der kosmischen Welt.

Nach dieser abschweifenden Betrachtung über indische Religionsformen komme ich wieder zur Reise selbst. Ueber Djibouti, die für die Franzosen so wichtige Stelle am Ausgang des Roten Meeres, ist nicht viel zu sagen; wenigstens nichts, was für uns Deutsche erfreulich wäre. Das erste, was wir im Hafen sahen, war ein Boermannsdampfer, der bei Ausbruch des Krieges hier eingelaufen war. Man hatte ihn vernichtet und damit den Hafen blockiert. Die

Reihe des schönen, großen Schiffes ragen noch zum Himmel auf wie die um Rettung flehenden Arme eines Gefangenen. Frankreich hat sich hier keinen schlechten Platz auserwählt als Kohlenstation für seine Schiffe und als riesigen Erzerzplatz für seine gut gedrehten schwarzen Soldaten, die in muster-gültiger Haltung an uns vorüberzogen.

Die schwarzen Einwohner waren in Massen erschienen, um uns ihre Kriegstänze vorzuführen und uns Waffen und allerlei Andenken zu verkaufen: wundervolle Korallen, Straußenfedern usw. zu sehr niedrigen Preisen. Unser Schiff wurde von diesen Leuten regelrecht belagert. Unglaublich tüchtige Schwimmer tauchten nach Wäuzen, die man ins Wasser warf, und die sie auch richtig wieder zutage förderten.

Kurz war der Aufenthalt in Djibouti, aber doch lang genug, um uns eine wundervolle Vegetation sehen zu lassen. Eine Unmenge Menschen belebte den kleinen Ort, den die tiefste, bitterste Armut sichtbar kennzeichnet. Eine Ausnahme macht allein der große Gouverneurpalast am Hafen, der von einem herrlichen Garten umgeben ist und von schwarzen Soldaten bewacht wird.

Wir kehrten bald wieder auf unser schönes, lauberes Schiff zurück, erholten uns von der Hitze und besprachen uns vom Staub. Dann schickte die „Resolute“ die Anker. Wehmütig hastete der Blick im Scheiden auf das Wrack des deutschen Dampfers im süßlichen Meer.

Bombay, das Eingangstor Indiens! Eine große, schöne Stadt! Als Karl May hier war, burste er den Ort, der Vest wegen, nicht betreten. Wir war diesmal das Geschick günstiger. Karl May hatte am 4. April 1899 in Genua den Reichspostdampfer „Preußen“ des Norddeutschen Lloyd bestiegen und zunächst Aegypten und Palästina besucht. Weiter durchquerte er den Sudan und ging nach Maljaua. Ende September zog sich dann die Reise nach Indien hinüber, erst nach Karachi und später nach Bombay. Die Eindringe dieser Fahrt, die ihn schließlich nach Ceylon, Sumatra und Padang führte, spiegeln sich zum Teil in seiner Reiseerzählung „Und Friede auf Erden“, während Indien selber in der „Juweleninsel“, der Südsee-Archipel aber in dem Sammelband „Am Stillen Ozean“ geschildert ist.

Kaum hat man in Bombay das Schiff verlassen, so ist man auch schon umflutet von echt indischem Leben und echt indischer Tropenflora. Der erste Ausflug am Vormittag galt der einige Stunden entfernten Insel Elephanta, die ihren Namen von einem Riesenelefanten herleitet, der dort als Wächter vor dem Eingang eines Riesentempels stand.

nehmsten Viertel, aus genießt man eine unergleichen Aussicht über Stadt und Meer, sicher einen der herrlichsten Ausblicke der Erde. Dazu ringsum Blumenanlagen, die durch reiche Bewässerung prächtig zur Entfaltung kommen. Hier herrscht eine Blütenpracht, fest im Februar, wie bei uns kaum zur Hochsommerzeit.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Eingeborenenstadt: enge Gassen, zerfallene Hütten und Baracken; in den Bazaren alles offen. Man kann jeden bei seinem Handwerk beobachten, alles spielt sich in den nach vorn geöffneten Räumen ab, eingehüllt in Staub und Schmutz. Die Bettstätten stehen auf den Straßen. Hat das Haus ein oberes Stockwerk, dann hängen sie zum Fenster hinaus, das natürlich keine Glascheiben hat. Eine solche Bettstatt besteht aus vier Stäben, dazwischen eine Matze, aus Striden geflochten. Darauf ruhen die Menschen des Nachts. Die meisten aber schlafen einfach auf der Erde.

Der Besuch der Verbrennungsstätte der Hindus war besonders fesselnd. Es brannten da schon einige Scheiterhaufen, als wir den Platz, der am Eingang einem Garten gleicht, betraten. Wir kamen gerade, um der Verbrennung eines vornehmen Hindus beizuwohnen. Die Leiche war liegen auf einer Latzenbahre herbeigebracht worden, ganz in weiße Gewänder gehüllt, mit einem roten Ueberwurf mit goldener Kante bedeckt. Der Holzstoß wurde gerichtet. Se nach den Verhältnissen des Toten wird dabei besseres oder geringeres Holz verwendet.

Vorsichtig wurde die Leiche auf den Scheiterhaufen gehoben, die Bahre unter dem Körper weggenommen, in kleine Stücke zerbrochen und zum Anbrennen der Scheite benutzt. Schnell loderte die Flamme empor. Die Angehörigen warteten dann, bis der Körper in Asche zerfallen ist, sammeln diese in einen Krug und schaffen sie, wenn sie die Kosten einer solchen Reise aufbringen können, nach Benares, in den heiligen Ganges. — Wir sahen dann, nachdem wir den Verbrennungsplatz verlassen hatten, noch das Zubringen einer männlichen Leiche, ganz offen, eines vielleicht 30jährigen Mannes. Eine große Trauergemeinde folgte, laut uns unverständliche Sprüche singend. Gleich hinter ihr, still, ganz verhußt, mit geringem Geleit, folgte eine Kindesleiche. Alles wanderte zum „Heim des ewigen Friedens“. All diese Vorgänge hatten nichts Schauerliches. Im Gegenteil, unter der heißen Sonne, in dieser Luft erhebt der Brauch berechtigt, zumal die Menschen dabei eine feierliche Ruhe bewahren und man den Leidtragenden keinen Anmerck. Ergeben fügen sie sich in den Willen der Gottheit.

Den selben Eindruck gewinnt man an den Totenstätten der Parsen, im Hain der „Türme des Schweigens“. Ein wundervoll gehaltener großer Garten, oben auf dem Malabarhügel, birgt diese Türme, auf denen die Geier wie Ornamente sitzen. Still und anständig betete ein Parsi im Hain, den Blick nach dem Turm gerichtet, in dem vielleicht jenseits der letzte irdische Rest eines seiner Vorfahren vernichtet wurde. Den Besuchern ist es ebenwomöglich wie den Angehörigen gefattet, den Verstorbenen weiter zu geleiten als bis zum Eingang des Turmes.

Der Kultus des Lichtes

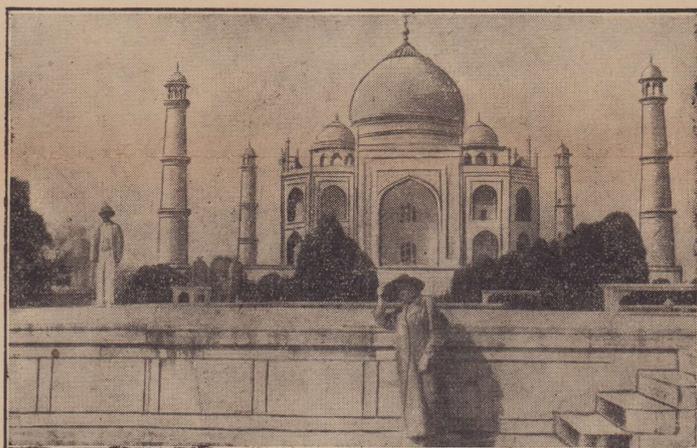
Man zeigte uns ein Modell vom Inneren des Turmes, der ringsum eine Art Zellengestell aus Eisen aufweist mit einem tiefen Schacht in der Mitte, in den die von der Sonne verbrannten, zuvor von den Geiern abgenagten Knochen der Verstorbenen fallen. Der Regen spült die Knochenreste in vier Kanäle, die das ablaufende Wasser durch Filterstücken hinwegleiten. Auch diese Art der Tilgung der irdischen Reste eines Abgehiedenen hat nichts Abscheuliches. Berücksichtigt man die glühende Sonne dieser Landschaft und zieht man dazu die religiösen Anschauungen der Parsen in Betracht, so versteht man, wie diese Menschen empfinden. Gilt doch auch heute noch der Gottesbegriff der Parsen, geformt nach der Lehre Zarathustras, als der reinste, edelste und vergeistigte, den die religiöse Spekulation der Menschheit je hervorgebracht hat. Die Parsen haben den Kultus des Lichtes, des Feuers. Diese Lehre steht in einem angenehmen Gegensatz besonders zu dem Hinduismus, der alles Tierisches verwirrt und weder Ratten noch Käufe vernichtet.

Der Grundgedanke der Parsenlehre ist: Reinheit der Gedanken, der Worte und Werke! Mit Stolz äußerte ein Parsi auf einer Versammlung in Bombay: „In allen untern Gemeinden finden Sie keinen Verbrecher, keinen Bettler und keine Prostitution.“ — Der Glaube der Parsen lehrt: Alles Unreine sollst du meiden! Eine Feiße ist unrein und darf deshalb auch mit Erde, Feuer oder Wasser nicht in Berührung kommen, denn die Elemente sind heilig. Aus dieser Anschauung wurde die oben ange deutete Art, Leichen zu beseitigen, geboren. Man läßt die Geier das Fleisch abnagen und die Knochen in der Sonne dörren. Und das alles entzieht sich den Blicken der Ueberlebenden in den „Türmen des Schweigens“.

Gegensätzliches Indien

Im Boot fuhrten wir zum Land zurück und kehrten im Taj Mahal Hotel ein, wo wir in künstlich gekühlten Hallen unsere Mittagsmahlzeit einnahmen. Das Hotel ist ein wundervoller

englischer Bau, ausgestattet mit dem Schönsten, was die Neuzeit zu bieten vermag. Dann begann die Wagenfahrt durch die Neustadt, eine elegante Großstadt. Vom Malabarhügel, dem vor-



Klara May, die Verfasserin unserer Artikelserie, in Agra

Don Klara May

Als sechste Fortsetzung ihrer Reiseberichte bringt Klara May eine Schilderung der wundervollen indischen Bauten. Wir sind in der Lage, zu diesem Artikel Karl Mays orientalischen Reisepaß aus den Jahren 1899/1900 zu veröffentlichen. Zu bemerken ist hierzu, daß die Türken seinerzeit noch wenig auf Nachnamen achteten, und so kommt es, daß Man als Karl, Sohn des Friedrich, darauf bezeichnet wurde. (Vergl. Nr. 48, 55, 69, 76, 88.)

Nachdruck verboten.

VI.

Nach den reichen Eindrücken, die Bombay bot, begann die Reise ins Innere des indischen Reichs. Fünf Tage und fünf Nächte, oft durch bebauten Land, dessen grüne Flächen immer von jammervollen Einwohnerbebauungen unterbrochen wurden. Die Bäume standen zum Teil im Winterschlaf, zum Teil mit verstaubtem Grün bedeckt. Das Gras war vertrocknet. Es soll nach der Regenzeit in wenigen Tagen manns hoch emporschließen, dann aber, ohne Bewässerung, alsbald absterben. Es ist hier daselbe Bild wie überall, wo die Wasserzufuhr fehlt. Hier schöpft man noch immer, wie in alter Zeit, mit Hilfe der Tiere, die Tag für Tag die gleiche Arbeit verrichten, das Wasser aus Brunnen und befeuchtet das Land, aus dem dann reicher Ernteertrag quillt. Ungeheure Strecken aber liegen ungenutzt. Das Volk drängt sich lieber in den von Europäern belebten Städten zusammen und bettelt oder arbeitet langsam, lässig, trödelnd, für Hungerlöhne, als daß es die eigene Scholle bebaut.

denen eine 54 Meter hohe und 41 Meter breite Treppe emporführt. Hier befindet sich auch das Grab Selim Chhitis, dem zu Ehren die Stadt gegründet wurde; er hatte nämlich hier dem Kaiser die Geburt eines Sohnes prophezeit, nachdem dessen Ehe nur vier Töchter entsprossen waren.

Das Grab Selim Chhitis ist ein Prunkstück orientalischer Arbeit und ist noch wunderbar erhalten. Frauen pilgern hierher, flechten Stoffstücke in die herrlichen Marmorornamente und erleben die Geburt eines Sohnes. Wenn sie nämlich im ersten Jahr der Ehe keinen Sohn zur Welt bringen, können sie von ihrem Mann verstoßen werden. Wird diesen bittenden Frauen nun ein Sohn geschenkt, so bringen sie die ersten Haare des Kindes zum Grab des Seligen als Dantopfer.

In der schönen, verlassen Stadt gibt es herrliche Paläste und Moscheen. Weit unten aber haufen die Ader im Dorf Sitri in ihren armeneligen Wohnungen und kommen wie ein Bienenschwarm herbei, die Fremden soviel wie möglich zu belästigen. Wir flohen vor ihnen schnell in unsere Wagen und eiften dem Ziel unserer Sehnsucht zu: Agra.

Agras Geschichte gleicht der Delhis. Man kann nicht lagen, daß die kriegerischen Engländer nach der Eroberung des Landes mit Ehrfurcht vor den Schöpfungen der großen Kaiser der Vergangenheit gestanden hätten. Manches wurde zerstört, was sie jetzt mit seinem Verständnis wieder aufrichten. Einer der letzten Bijefürsten Indiens, Lord Northbrook, gebot der Vernichtung Einhalt und verhinderte auch, daß das schönste, das erhabendste Bauwerk der Erde,

Paläste Vorbilder von den Vorfahren her hatte, so schau er doch in diesem Denkmal, dem Taj Mahal, etwas Besonderes, vielleicht das schönste Bauwerk, was die Erde trägt. Man kann sich keine Vorstellung von dem Eindruck machen, den die empfängliche Seele hier bekommt. Worte können diese Empfindungen nicht wiedergeben, wie man auch Musik nicht beschreiben kann. Man muß sie mit der Seele fühlen. So auch hier den Taj Mahal. Jehan muß die Fertigkeit besitzen haben, solche Empfindungen in Stein schreiben zu lassen; denn von gleichem Kunstwert sind keine Privatbauten in Agra und Delhi. Die Arbeiten in den Palästen von Agra und Delhi gleichen sich so sehr, daß es zu weit führen würde, wollte ich da und dort auf alle Einzelheiten eingehen.

Ich nehme deshalb über Agra hinweg den Weg zur Hauptstadt des Reiches: Delhi. Um mich nicht zu weit in die reiche Geschichte Indiens zu verlieren, bleibe ich bei den Werken Jehans, des Fürsten der Schönheit und Güte. Durch starke Befestigungsanlagen gelangt man zum Palast. Der große Vorhof ist von englischen Soldaten besetzt. Die Audienzhalle, die Privatgemächer, die Baderäume, alles ist aus schneeweißem Marmor erbaut und so wunderbar erhalten, als wäre es soeben erst fertiggestellt. Die feineren Fensterumrahmungen

lassen, die Feder sie nicht wiederzugeben. Trunken ist man vom Schauen des Vielen, Allzuvielen. Ein Traum an Frieden und Schönheit. Hier betete Jehan, der Schöpfer all dieser irdischen Pracht.

Delhi ist die schönste und älteste Hauptstadt Indiens, von den Engländern noch vergrößert und verschönt durch wundervolle breite Straßenanlagen und durch monumentale Gebäude. Neue Paläste sind weit im Umkreis der Stadt entstanden.

Mitten im alten Stadtteil liegt die von Jehan erbaute größte Moschee Indiens, die Dschama-Mesched. Auf dem riesigen, hochgelegenen Vorplatz versammeln sich hier an Feiertagen Tausende zum Gebet. Die Moschee selbst ist im Innern schmucklos. Das Meüzere ist kostbarer Marmor. An drei Seiten führen Bogen galerien um den Hof und gestalten einen Blick auf das bunte Treiben der Eingeborenenstadt. Das Leben da unten gleicht einem Jahrmarkt mit schreienden Verkäufern, die ihre Stapelware, in Mengen aufgeschichtet, anpreisen. Andere wieder haben ihren Laden in einem umgekehrten Regenschirm aufgeschlagen, der ihnen als Verkaufstisch dient. Auf den Stufen der Moschee haben sich Althändler niedergelassen mit alten Petroleumlampen, eisernen Töpfen, Balschnäpfen, Gläsern und Bunt, wirr, schmutzig und glänzend weiß ist es an diesem Platz.

Weiter also zum Ruinenfeld von Delhi! In der weiten Ebene des Dschamastromes liegt das Delhi der Toten. Es legt Zeugnis ab von all den Kämpfen, die darüber hinbrauten. Wie oft wurde die Stadt gestürmt, geplündert, ihre Anstalten getötet! Neue Herr-



Der Taj Mahal, der als schönstes Bauwerk der Erde gilt

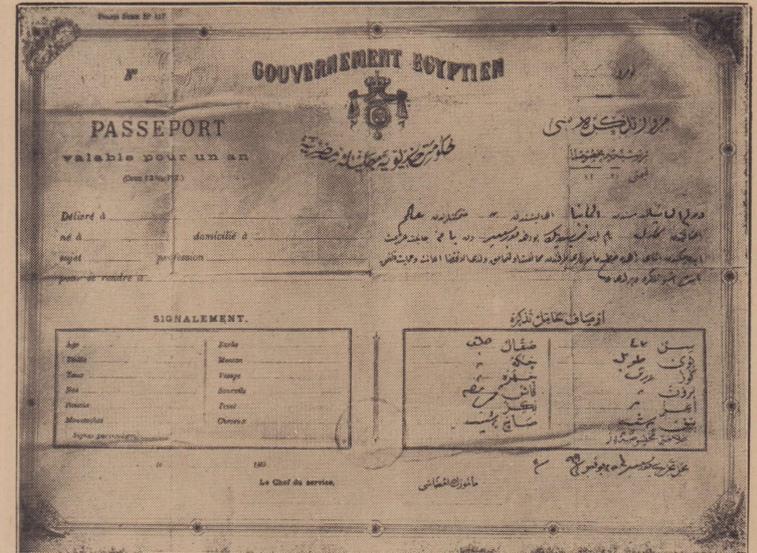
Nach langer Fahrt, noch vor Sonnenaufgang, war das erste Ziel unserer Landreise erreicht. Froh ging es im kühlen Morgen hinauf zur schönen Ruinenstadt Fatehpur Sikri (Siegestadt), gegründet von Jelala-ud-din-Mohammed, genannt Akbar, der Große. Er regierte von 1569 bis 1602. Dieser bedeutende Mann kam mit 13 Jahren auf den Thron und hatte schon mit 25 Jahren alle Einzelstaaten Nordindiens unter seiner Herrschaft. Er förderte Ackerbau, Handel und Viehzucht und einte die verschiedenen Glaubensformen seines Reiches. Er ging sozulagen mit gutem Beispiel voran und heiratete drei Frauen, von denen jede einem anderen Glauben diente. Er gründete einen freireligiösen Kult und zog Künstler aller Art an seinen Hof, auch Maler, deren Wirken sonst durch den Mohammedanismus verboten war, da der Koran Menschengestaltung nicht erlaubt. Seine kraftvollen Bauten aus rotem Sandstein, die in Fatehpur Sikri wundervoll erhalten sind, weisen ein Gemisch, von mehreren Stilarten auf, die sich aber prächtig ineinanderfügen.

Der Besucher dieser Schenswürdigkeiten steigt zur monumentalen Hofburg hinan, der Jama Masjid, einer der großartigen Anlagen ihrer Art. Der Eingangsbau ist 165 Meter lang und 126 Meter breit. Das Ganze wird von einer jünnengekrönten Sandsteinmauer mit zwei riesigen Torbögen hintereinander umringt, zu

der Taj Mahal, an einen Hindu verkauft wurde. Heute wird der Tempel umjagt und gepflegt. Die herrlichen Gärten und Anlagen ringsum sind wundervoll gehalten. Das einzig Strebende dort waren nur die beiden alten Ader im Innern des Tempels, die ihre Stallaternen pietätlos auf den Unterbau des Sarkophags stellten. Blüten anboten und Geld heischten.

Wir weilten zweimal im Taj Mahal, abends bei Mondenschein und dann am Tage. Nachts ist die Wirkung des Tempels von einem Zauber, der einfach nicht zu beschreiben ist. Es ist, als hüllten feine, weiße Schleier das Helligum ein. Die Glühwürmchen in den dunklen Bäumen des Gartens wirken wie geheimnisvolle Sterne, wie Seelen Abgeschiedener in diesem Märchenreich. Auch der nächsternste Besucher ist gefangen von der Erhabenheit dieses Bauwerks, als wäre es zu Stein gewordenes Gebet, als brächte alles ringsum dem Schöpfer Dantopfer dar; denn der Duft der Blumen und Sträucher ist wie Weihrauch. Das Wasser spiegelt den Himmel und eint ihn mit der Erde. Stumm stehen wir und fühlen uns begnadet, daß wir dieses Wundergebilde auf Gottes herrlicher Erde schauen dürfen.

Schah Jehan war der kunstliebendste, edelste Fürst Indiens. In die ersten zehn Jahre seiner Regierungszeit fällt die höchste Blüte der Kunst des Reiches. Wenn er auch für den Bau seiner



Karl Mays orientalischer Reisepaß 1899/1900

wirken wie Spitzengewebe. Die polierten Marmorfußböden sind von Kanälen durchzogen, in denen klares Wasser sprudelt. Die Wände sind reich geschmückt mit Edelsteinen. Die Privataudienzhalle des Großmogul, der berühmte Diwan-i-Khas, ist ein Gedicht an Pracht und Schönheit, ein Wunder. Kaum zu glauben, daß Menschenhände es geschaffen haben. In dem, man darf sagen, prächtigsten Raum der Welt, steht eine halbe Plattform; auf dieser befand sich der Pfauenthron, das kostbarste Stück, was je existierte, zwei Meter breit, aus massivem Gold gefertigt, mit Perlen und Diamanten auserlesener Art geschmückt. Die Rückenwand bilden zwei lebensgroße Pfauen mit ausgedreitem Rad, worin jede Feder aus den herrlichsten Edelsteinen Indiens zusammengesetzt ist. Zwischen den Pfauen steht ein Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Der Wert dieses Thrones, den einst der persische König Nadir Schah raubte, wurde damals auf 120 Millionen Mark geschätzt. Diese Summe müßte aber jetzt vervierfacht werden, um den Wert auszugeben. Heute schmückt dieser Thron den Herrscherpalast in Iheran. Jehan schrieb an die Decke dieses Raumes die Worte: „Wenn es auf Erden ein Paradies gibt, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!“

Die Perlmoschee, in der Tat selber eine Perle, liegt im Palastgebiet Delhis. Das Auge vermag all die einzelnen Schönheiten gar nicht zu

sicher kamen und gingen. Aus den Trümmern ragt hoch auf der Kutab-Minar, das Wahrzeichen von Delhi, der Siegesturm, von Kutub-ud-din errichtet, eines der stolze Denkmäler der Welt. Die Höhe beträgt fast 73 Meter, der Durchmesser unten 14 1/2 Meter, oben rund 3 Meter. Die Aussicht schon vom Balkon ist wundervoll. Von oben soll der Blick bis hinüber zum Himalaja schweifen.

Auf der Fahrt von Delhi zurück nach Bombay hatten wir an einem Bahnhof bei dem üblich langen Aufenthalt Gelegenheit, mit studierenden Indern in Unterhaltung zu kommen. Als sie sich versichert hatten, es mit Deutschen zu tun zu haben, fragten sie nach Wolff Hiltner, für den sie sich begeisterten.

Soweit mein kurzer Bericht von all dem in Indien Gesehenen und Erlebten. Man könnte ein Buch darüber schreiben, bliebe dazu die Zeit. Die Ereignisse häufen sich derart, daß man eilen muß mit der Niederchrift, um nicht durch neue Eindrücke die eben gebotenen zu vernichten. Dazu kommt, daß unser Schiff jetzt die heißeste Gegend passiert. Das Wasser im Meer kocht, alles ist in weißen Dampf gehüllt, und selbst das leichteste Kleidungsstück wird einem jetzt — im März! — zur Qual. Es ist wie in einem Dampfbad, Tag und Nacht kein erfrischender Lufthauch. Da beginnen die Gedanken zu ver-

Don Klara May

Bergl. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97
Nachdruck verboten.
VII.

Ceylon! Frohe deutsche Klänge sandte unsere gutgeschulte Bord-Kapelle dem ersehnten Ceylon am 5. März bei der Einfahrt in den Hafen zu. Heute, am 6. März, bei der Ausfahrt, war das letzte der Lieblingsmarchen des Führers, der Badenweiler, mit dem wir, zugleich mit der finsternen Sonne, Abschied nahmen von Ceylons Gestaden.

Wie hatte ich mich auf Ceylon gefreut, weil mein Mann es so liebte! Herrliche Blumen hatte er gepfeift und heimgeleitet, als er hier weilte. Die Landschaft der märchenhaft schönen Insel, die Pracht ihrer Wälder, ihr Sonnenschein, das Prangen und Duftes ihrer Gärten, hatten aber schon vorher sein Herz gefangen. Davon zeugen die seiner blühenden Phantasie entsprungene Kapitel, die der wunderbaren Insel Ceylon in seinem Sammelband „Am Stillen Ozean“ gewidmet sind. Fast meine ich, so lebendig, so begeistert, so farbig habe Karl May in all seinen Werken keinen anderen Platz der Erde gezeichnet. Hat er doch auch nie ein Jagdabenteuer so ausgepowen, den Leser so bis ins kleinste mitterleben lassen wie die Elefantenjagd auf Ceylon.

Hochgepannt waren daher meine Erwartungen, als wir uns dieser Insel näherten, und sie wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen. Der Besuch von Ceylon war das Schönste, was mir die Reise um die Welt bisher gebracht hat. Wer von Indien kommt wie wir, aus dem Reich der Märchen, der vergangenen Pracht und Herrlichkeit, aus dem Reich des Fanatismus und der Ruinen, der atmet auf beim Anblick dieser wunderbaren Schöpfung Gottes. Alles ringsum in üppigem Grün, wohin das Auge schweift. Ob wohl die Sage recht behauptet, wenn sie erzählt, hier sei das Paradies gewesen? Der „Adams-Paradies“, der höchste Berg des Landes, soll Zeuge dafür sein.

Wir fuhren ohne Aufenthalt sogleich ins Herz des Landes hinein, mit Auto, hinauf nach der Hauptstadt Kandy. Der Weg führte durch Palmenwälder, so dicht und weit wie unsere deutschen Kiefernforste. Dazwischen eingestreut lagen Reisfelder, im Unterland noch im feimenden Grün, während man hoch oben bereits den reichen Reisregen erntete. Kein Winterschlaf hemmt hier das Werden und Sein. Vorbei ging die Fahrt an Gummibaumwäldern, die leichten Schatten auf den mit zarten Gewächsen bestandenen Boden warfen, wie durch einen feim-maligen Schleier. Vorüber an majestätischen, oft uralten Bohdi-Bäumen. Heilig nennt man sie und zollt ihnen hohe Verehrung. Buddha soll unter einem solchen Baum geträumt haben. Im Schatten eines dieser Baumriesen würde eine Manege Platz haben, wenn die von den Zweigen herunterhängenden Luftwurzeln den Aufbau eines Zirkus gestatteten. Kataobäume wechselten mit Brotbäumen, Jackbäumen, Bananenbäumen, Arekas, Kotosnuß-, Talipot- und Kitui-Palmen. Vanille rankt sich um die alten Stämme.

Den ersten Halt machten wir in Peradenia, nachdem wir vorher noch die Bestigung eines reichen Singalesen besucht hatten. Peradenia hat den schönsten botanischen Garten der Welt; Java allein soll einen ähnlichen aufweisen können. Von der üppigen Pracht und Schönheit dieser Kienanlage, die man im Auto durchfährt, kann man sich nach einer bloßen Schilderung keinen Begriff machen. Die Tropenflora ist hier in großartiger Weise entfaltet. Palmen, Bambus und Lianen, Orchideen und Farne fesseln das Auge, riesige Laubbäume

penden weithin Schatten, Bänke laden zum Sitzen ein. Man möchte viele Tage in diesem Paradies verbringen.

Weiter hinauf in die herrliche Bergwelt führt der Weg. Immer malerischer, immer klimmungs-voller werden die Bilder, die sich dem Beschauer bieten. Da, weit unten im klaren Fluß, der mit Felsblöcken durchsetzt ist, baden braune und schwarze Gestalten, tummeln sich dort mit ihren Elefanten, die sich und ihre Bestzer mit Wasser besprizen. Kinder kommen zu uns heran mit überreifen Ananas, die uns herrlich munden. Den „Sensations-Road“ sehen wir nicht. Er liegt versteckt. Von seiner 300 Meter hohen, weit vor-springenden Spitze hatte der letzte Singalesen-König seine Gefangenen hinabstürzen lassen. Daher der Name. Auch von der Bahn aus konnten wir den großen Felsen nicht ersehen.

Auf phantastischen Bergpfaden erreichten wir nach fünfstündiger Fahrt Kandy, die Haupt-stadt des Landes. Kurz zuvor hatten wir noch eine Tee-fabrik besucht. Auf Kandys Berghängen wächst nämlich der beste, aromatischste Tee. Wir sahen ihn grün überall im Bergelände; dann betrachteten wir in der Manufaktur die frisch eingebrachte Ernte. Die Blätter müssen erst 18 Stunden abwelken, bevor sie verarbeitet werden. Dann stehen die Maschinen zu ihrer Auf-nahme bereit. Zuerst sibt man die Spitzen ab, die die erste Sorte ergeben. Hierauf kommt der Tee in die Dörre, die ihn leicht röstet, und von da noch einmal in eine Sortiermaschine, die ihn ausbleicht und mit Luft ausbläst. In Kisten, die mit Jint ausgeföhren sind, geht er endlich zum Verkauf. Ein Pfund bester Sorte wurde uns zum Preis von einer Mark angeboten. Wir konnten aber keinen mitnehmen, kauften erst in Colombo einige Koffspatete der gleichen Sorte und zahlten hier für das Pfund, mit Karto und Verpackung, 50 Pfennig mehr. Der seine Kandy-tee kommt überhaupt nicht in den Handel, da die Ausbeute zu gering ist, er wird im Lande selbst verwendet.

Tee spielt hier die gleiche Rolle, wie bei uns der Wein vom Rhein. Kenner unterscheiden genau die „Gewächse“. Und neben dem Tee ist gleich der Curry zu nennen, an Bedeutung kaum zurückstehend. In allen Formen kommt Curry (Gemisch aus pflanzlichen Gewürzen Ceylons) täglich zum Reis auf den Tisch. Curry-töpfe sind so wichtige Personen, daß sie eine eigene Küche für sich beanspruchen. Sie beziehen die höchsten Gehälter und hüten ängstlich das Geheimnis ihrer Rezepte, die sie jeweils ihren Angehörigen verabreichen. Es soll Tatsache sein, daß die Schiffe des Triester Lloyd „Cracovia“ und „Pilsnia“ erst dann mit Nüssen und Gewinn die Orientlinien besahen, als sie erst-klässige Currytöpfe einstellten.

Emig versuche ich, hinter den Geschmack dieser Curryspeisen zu kommen. In ganz kleinen Men-gen mundet er mir zu dem köstlichen Reis vor-züglich. Diese Tunkte aber mit dem Vöffel zu essen, wie es Vorschrift sein soll, brachte ich noch nicht fertig; mir war der Mund schon von kleinen Mengen verbrannt Curry gilt als Allheilmittel, besonders gegen Magen-tran-keiten und Erkältung. Und ich glaube das gern; er heizt ein, wenn der Gaumen mitmacht. Aber daran gewöhnt muß man erst sein, und das er-fordert jedenfalls eine lange Übung.

Nach dieser Abschweifung nun wieder zurück nach Kandy! Ueber märchenhaft schöne Gebirgs-wege gings weiter. Wir fuhren um den in der Stadt liegenden malerischen See, in dessen Mitte sich auf einer Insel ein Lusthäuschen aus der letzten Königszeit erhebt. Am oberen Ende des Sees befindet sich im alten Königspalast das höchste Heiligtum des Landes, der älteste

Buddhatempel, der Dalada Maligawa, zu dem Millionen gläubiger Buddhisten, bis weit aus China sogar, wallfahren und kostbare Weihgeschenke bringen. In diesem Heiligtum wird der linke Augenzahn Buddhas in einem kostbaren, mit Edelsteinen überladenen Schrein unter dreifachem Verschluss aufbewahrt. Wir sahen ihn nicht, denn nur einmal im Jahr wird er den Gläubigen vom Rücken eines Elefanten aus gezeigt. Der Zahn soll vier Zentimeter lang und einen Zentimeter dick sein und die Form eines Wildschweinhauers haben. Um diesen Zahn spinnen sich Sage und Geschichte.

Da fanden nun auch wir vor dem Zahn-tempel, dem Dalada Maligawa. Dieser uns so weienfremde Kult hat, wenn man sich über den Mangel wirklicher Heiligkeit hinwegsetzen vermag, etwas Rührendes an sich. Es ist näm-lich ein Blumentanz damit verbunden. Blumen werden hier von den Gläubigen aller Völker geopfert. Und da bekanntlich die meisten Be-wohner Ostens Buddha-Anhänger sind, kommt diesem Heiligtum eine gemaltige Bedeutung zu. Das kluge England weiß wohl, warum der Gouverneur von Ceylon den dritten Schlüssel zum heiligen Schrein des Dalada Maligawa verwahrt. Damit hält England Millionen Menschen in Abhängigkeit. Die beiden anderen Schlüssel sind in Briefkästen.

Festfeld in diesem alten Tempel sind die schreckenden Höllenstrafen, schaurig ausgemalt durch hunte Bilder an den Wänden. Am nur ein paar von diesen in allen Buddha-Tempeln wiederkehrenden Darstellungen zu nennen, be-deutete ich einige der fünfzehn Hauptgruppen:

Säufer, Opiumraucher usw. werden in der Hölle mit flüssigem Feuer gefüttert, ungehor-same Frauen von Krielpapageien zerfleischt. Wer einen Tempelbaum fällt, wird von einem der Dämonen, die man immer an der blauen Farbe erkennt, in Stücke zerhackt und mit glühenden Eisen durchbohrt. Ehebrecher werden auf dornige Bäume gespießt, und Menschen, die Tiere quälen oder schlagen, werden von wilden Bären zerrissen.

Der nächste Tag blieb Colombo vorbehalten. Karl May besuchte diese Stadt im Jahr 1899 auf seiner großen Weltreise, die ihn erst nach Palästina, Ägypten, Indien und weiterhin zu den Küstenländern und Inseln des Stillen Ozeans führte. Wie ich an anderer Stelle bereits erwähnt habe, bildete den dichterischen Niederschlag dieser Fahrt der 30 Band der Gesammelten Werke „Und Friede auf Erden“.

Die Stadt ist wundervoll angelegt und hat märchenhaft schöne Gärten und herrliche Gebäude. Breite, von schattigen Bäumen umsäumte Alleen ziehen sich hindurch und geben immer wieder den Blick zum Meer frei. Versteckt, wie die Behaulungen der Eingeborenen in den Palmenwäldern, liegen auch die Villen der Europäer. Sportplätze aller Art fehlen natür-lich nicht, wo englische Sitte und Gewohnheit herrschen. In Indien gemahnt nur die „schwarze Stadt“, das Eingeborenenviertel mit seinem Markt- und Treiben. Aber auch hier Ordnung und Sauberkeit und unbedingter Gehor-sam den schwarzen Polizisten gegenüber, die bei den Eingeborenen in Achtung und gutem An-siehn stehen.

Den Abschluß unseres Aufenthaltes in Co-lombo bildete ein Besuch der herrlichen Lavi-niabucht mit dem sandigen Badestrand am blauen Meer, das hoch über Klippen aufschäumt. Bis dicht ans Wasser reichen hier die üppigen Kotospalmenwälder, in deren Schatten die Hüften der Eingeborenen stehen. Vor einer solchen Hütte rasteten wir. Die freundlichen Be-wohner ließen es sich nicht nehmen, uns mit einem frischen Kotosstrang zu erfreuen. Behend erkletterte einer der dunklen Gestalten die ge-waltige Höhe einer Palme und warf zwei riefige Nüsse herunter. Eine davon wurde ge-öffnet, und wir tranken den süßen, erquickenden Saft. Es war soviel davon in der Nuss, daß wir trotz unseres Durstes den ganzen Inhalt nicht benötigten konnten.

Von der Bucht und ihren gastreichen Be-wohnern ging es zur Stadt zurück, wo wir in einer der schönsten Gaststätten der Erde, dem Galle Race Hotel, abstiegen, nicht wie damals Karl May im Grand Oriental-Hotel, dem er in dem oben erwähnten Band 30 der Gesammelten Werke eine eingehende Beschreibung widmet. Wir ruhten uns auf der Terrasse am Meer aus und nahmen noch einmal den ganzen Zauber dieser märchenhaften Landschaft in uns auf.



Ochsenkarren auf Ceylon

Don Klara May

Wol. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104.
Nachdruck verboten.

VIII.

Nach den Eindrücken von Ceylon waren wir der Meinung, noch üppigeren Pflanzenwuchs, noch reichere Palmenwälder könne es nicht geben. Aber das war ein Irrtum, wir hatten Penang, kannten Sumatra noch nicht.

Am einem Sonnabend, dem 10. März, betraten wir den Boden Penangs, das „Prince of Wales Island“, am Eingang der Malakafstraße. Am Swettenham-Pier legte unser Schiff an. Kaum waren wir gelandet, so ging es auch schon mit Autos in die paradiesisch schöne Insel hinein, über Telok Bahang zum Mount Erskine.



Klara May im Buddhistentempel auf Sumatra

Auch hier gedachte ich des toten Karl May, dachte an ihn, wie an allen Tagen dieser Reise, zu der mich ja letzten Endes nur der Wunsch trieb, die bunten Wunder aller Erdteile zu sehen. Für ihn bildeten sie den farbenvollen Hintergrund lebensreicher Erzählungen. Sein Schaffen war wie ein Weben an einem prächtigen Teppich. Die Vielfalt der Farbtöne, die Fülle der Muster sammelte er sich in Gottes weiser Schöpfung. Und nicht die schlechtesten „Vorlagen“ boten ihm die Rükten und Inseln des Stillen Ozeans. Wie er Ceylon malte im ersten Band seiner Gesammelten Werke („Am Stillen Ozean“), genau so habe ich es gesehen. So habe ich auch hier die Landschaft von Penang erlebt, gleichsam als ein schwerfälliges Gebilde der Märchenschönheit Ceylons.

Karl May selbst besuchte Penang im Spätherbst 1899. Er kam an Bord der „Windobona“ von Ceylon herüber und fuhr dann mit dem „Coen“ nach Sumatra weiter. Werden nicht einige der Gefühle, die eine oder andere der Stimmungen, die eine zauberhaft fremde Landschaft hier in mir auslöst, ein Erbe sein, das ich aus Tagen unserer Gemeinsamkeit, von ihm ausgehend, noch in mir trage?

Die ganze Insel ist ein einziger Park, den wundervolle Autostraßen durchziehen. Wohin das Auge schaut, überall Palmen und andere tropische Bäume und Blütensträucher, vielfach umwuchert von Orchideen, wie wir sie mühevoll in Gewächshäusern züchten. Man weiß nicht, was man zuerst ankaufen soll, die Pflanzenpracht oder unter uns die blauen, leuchtenden Buchten der See, die uns während der Rundfahrt ständig begleiten.

Die Wohnungen der Eingeborenen verschwanden unter den schattigen Riesenpalmen und Farnen. Weite Streden mit Gummibäumen bepflanzt, dabei gleich die Faktoreien der Gummigewinnung, wechseln ab mit Wäldern von Kokospalmen und Bananen. Gummi ist hier ein wichtiger Handelsartikel, ebenso wie Vanille, die uns in Einpfundpaketen überall auf den Straßen angeboten wurde. Gummi und Vanille sind zur Zeit im Preis sehr gesunken, da Ueberproduktion vorhanden ist. Vanille ist eine Orchidee, und wie alle Pflanzen dieser Gattung ein Schmarogergewächs. Für sie werden eigens raschwachsende Bäume gepflanzt, die der Vanillerante Nahrung geben. Die zarte, schwache Blüte muß künstlich befruchtet werden, dann entstehen grüne Schoten, die einen weißen,

milchigen, unangenehm schmeckenden Saft geben. Die Schoten werden getrocknet und entwideln nun erst ihr köstliches Aroma.

In Penang sahen wir auch den ersten chinesischen Buddhatemple, eine moderne, aber sehr reiche, reizvolle Anlage, am Ufer Stam (malaiisch: schwarzes Wasser), hoch am Berghang gelegen. Laufend Stufen führen hier in Terrassen empor, die immer wieder kleinere Tempel, Palmen und Blumenanlagen tragen und so den Aufstieg eindrucksvoll abwechselnd gestalten. In halber Höhe befindet sich ein Schildkrötenweibchen mit Hunderten dieser Tiere; man füttert die Schildkröten, und die Tempeldiener halten zu diesem Zweck frisches Grün bereit, das sie gegen geringe Bezahlung an die Besucher des Tempels abgeben. Es macht Spaß, zu sehen, wie sich die scheinbar schwerfälligen Tiere behende übereinanderschleichen, um die ersehnten Lederbissen zu ergahen.

Von diesem Heiligtum der Buddhisten ging es zu dem alten chinesischen Schlangen-tempel in Sungei Kluang. Hier werden die „Heiligen Schlangen“ gehalten. Im Tempel selbst kriechen sie frei auf dem Altar umher. Die Tiere sind grün gefärbt und etwa einen halben bis einen Meter groß. Meist kriechen sie müde umher oder hängen in Zweigen, die man eigens für die Schlangen in große Balen auf den Altar gestekt hat. Die Tiere werden mit frischen Hühneriern gefüttert, die sie auslaugen. Ganze Körbe voll Eier fanden für die „Heiligen Schlangen“ bereit.

In besonderen Abteilungen wurden mehrere Boa constrictor gehalten, riesengroße Tiere, die aber hinter starken Gittern verwahrt waren. Die Schlangen sollen, wie man uns sagte, den Menschen nicht gefährlich sein, weil sie immer satt gefüttert sind und wohl auch merken, daß man ihnen nichts tut. Sie scheinen ein recht beschauliches Dasein zu führen. Die Tiere wälzen sich nur langsam und schwerfällig von der Stelle, wenn man sie unauffällig mit dem Stock ein wenig berührt.

Nach dem Besuch dieses unheimlichen „Heiligtums“ bestiegen wir unsere Wagen und fuhren zum Botanischen Garten. Wieder ein Zauberreich, wundervoll angelegt, zugleich ein Volkspark, worin an bestimmten Tagen und Abenden Militärkonzerte stattfinden. Wasserfälle geben dem Parkpark besonderen Reiz, auch ein Nymphengarten mit Seerosen und allen Arten von Sumpfgewächsen fesselt den Besucher. Entzückend sind hier die Affen, die in Mengen die Wagen umspringen und sich Bananen und Erdnüsse erbetteln. Sämtliche Photoapparate werden sogleich auf diese reizenden Kerlchen gerichtet. Leider enteilten sie allzu schnell hinauf in die Bäume, sobald sie festgestellt haben, daß die ihnen mitgebrachten Geschenke verzehrt sind.

Damit waren die köstlichen Stunden vorüber, die unsere umichtige Reiseleitung ihren Schülern zur Beschäftigung des Landes vergönnte. Dankbaren Herzens für so viel Schönheit fuhren wir zum Seimatiffing zurück, dessen Kapelle uns mit frohen Klängen begrüßte. Wieder, wie kurz vorher von Ceylon, stachen wir bei Sonnen-

untergang in See. Solange das Land noch sichtbar war, blieben wir an Deck. Dann ging es zur Ruhe, die freilich nur kurz sein konnte, da am anderen Morgen, früh sechs Uhr, schon Sumatra angelauten wurde, wo wir zu neuen Eindrücken aufnahmefähig sein sollten.

Früh, im Morgengrauen, ganz langsam und leicht, fuhr unser Schiff den Delistuf hinauf nach Belawan, der schönen Hafenstadt von Sumatra. Um halb acht Uhr standen, wie tags zuvor, die Wagen für uns bereit. Es sind die Zauberer unserer wundervollen deutschen Dampfers „Resolute“, die da hinter unserm Rücken immer wieder dafür sorgen, daß ihre Schutzbefehlenden stets von neuem alles gerüstet finden, um die Wunder der Welt bestaunen zu können.

Die Fahrt ging durch die breit angelegte, saubere Tropenstadt mit ihren Handelshäusern, schönen Gärten und eleganten Villen. Wir verweilten Menschen, die tags zuvor erst so viel Naturwunder gesehen hatten, meinten, es könne nun wirklich nichts Neues, nichts Schöneres mehr kommen. Aber weit gefehlt! Bald lag die Stadt hinter uns, der Weg stieg an und führte hinauf zu dem 4800 Fuß hoch gelegenen herrlichen Brafsagi mit dem schönen Höhenfuchtel und seiner herrlichen Aussicht. Auf dem Weg dorthin kamen wir durch Tropenwälder, durchstößt mit undurchdringlichem Dschungel. Die Pracht dieser Landschaft ist mit Worten nicht zu malen. Immer neue Bilder lodten das Auge. Auf diesem Höhenweg fanden wir nur eine größere Teeplantage, Tabak dagegen gar nicht, weil dieser weiter unten im flachen Land angebaut wird; im übrigen soll der Tabakbau hier überhaupt im Rückgang sein. Spaßhaft war es uns, zu hören, daß eine Zigarre, die ein Herr unserer Reisegesellschaft im Hotel für einen Gulden erstand, zwar aus Sumatra-Tabak hergestellt war, aber wie man uns versicherte — erst auf dem Umweg über Deutschland wieder hierher gewandert sein sollte. So berichtigte uns der deutsch sprechende Hotelwirt, als der für eine einheimische Zigarre allzu hohe Preis bestandener wurde.

Nach kurzer Rast besuchten wir das in den Bergen versteckte, etwa eine Stunde entfernte Batakdorf mit seiner von der Kultur gänzlich „unbeledeten“ Bevölkerung und mit den eigenartigen Pfahlbauten. Die Behausungen sind aus Bambus, Palmenblättern und Kokosfasern gebaut bzw. geflochten; sie haben doppelte Dächer und spitze Giebelenden, meist aus Tierköpfen bestehend, alles bunt und symmetrisch geflochten, viel mit Indigo eingefärbt.

Die Batak sind Heiden, die einem Ahnenkult huldigen und noch vor dreißig Jahren Menschenfresser waren. Alte Frauen, Groß- und Schwiegermütter werden einfach verpeist, wenn sie nichts mehr nützen. Merkwürdige Sitten herrschen jedenfalls noch heute unter diesen Leuten. Zum Beispiel werden den Mädchen, sobald sie heiraten, die Zähne abgebrochen. Uns fielen zwei Frauen mit kleinen Kindern auf, die ganz abschließliche Zahnrüste im Munde hatten. Bei den Frauen angesehener Malaien gibt es für vornehm, sich die Zähne schwarz emailieren zu lassen; auch solche „Schönheiten“ sahen wir.



Batakdorf

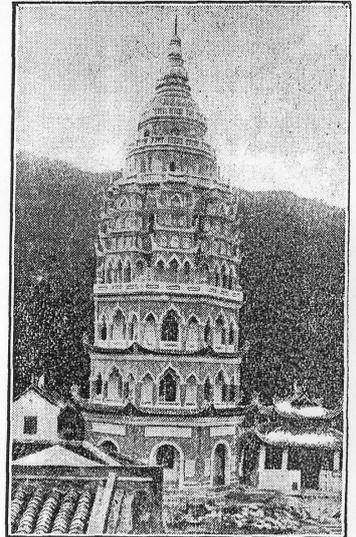


Batakmädchen (Sumatra)

Unfreundlich waren die Batak, und ihr Dor war schmutzig wie sie selber. Der Zugang zu dieser unbehaglichen Niederlassung war durch dichte Büsche gesperrt. Der Eintritt in die Behausungen wurde uns verweigert. Die Kinder dagegen waren bald zutraulich, nachdem sie kleine Geschenke in Gestalt von Süßigkeiten erhalten hatten.

Leider setzte jetzt ein starker Gewitterregen ein, der in dieser Höhe und bei unserer leichten Kleidung nicht angenehm war. Näß und frierend, im halboffenen Auto, wurde der Rückweg angetreten. Die Berge waren ganz in Wolke gehüllt, die auch tief in die Täler hinabreichten und alle Aussicht hinderten. Wir hatten aber beim Hinauffahren so viel des Schönen gesehen, daß wir dieses Ungemach mit guter Laune in Kauf nahmen. Und der Lohn blieb nicht aus. Schon bevor wir Medan erreichten, kam die Sonne wieder durch und trocknete unser Kleider.

Wir sahen dann noch den Sultanspalast der im Stil nicht frei ist von Anklängen an die Art der Eingeborenenhäuser. Dann besuchten wir die riesige Fruchtmarkthalle, erfreuten uns dort an dem schönen Obst, wagten aber keine Einkauf mehr, nachdem man uns die Freude an



Buddhatempel mit 1000 Stufen in Penang

zwei Körben mit wundervollen reifen Erdbeeren, die wir für einen Gulden erstanden hatten, dadurch verdarb, daß man uns sagte, die Eingeborenen hätten die Beeren jedenfalls gewaschen, und das Wasser sei nicht einwandfrei. Wir hatten schon einen Teil der Früchte verzehrt, wagten uns nun aber nicht mehr daran obgleich wir nichts von üblen Folgen merkten.

So endete auch dieser an neuen Eindrücken reiche Tag. Wieder fuhr unser Schiff im Abendsonnenschein zum Hafen hinaus und grüßte mit deutschen Liedern, Abschied nehmend, das geliebte Gestade.

Don Alara May

Verst. Nr. 48 55 69 76 88, 97, 104 und 118.
Nachdruck verboten

IX.

Vierzig Meilen vor dem Hafen von Bangkok mußte unsere „Revolute“ halten, da Schiffe ihrer Art nicht in den Hafen einlaufen können, der Schlammböden wegen, die der große Meeresfluß unausgeseigt dort anschwemmt. Wir waren also genötigt, früh, im Morgengrauen des 16. März, um 6 Uhr auf offener See in einen kleineren Dampfer umzusteigen, der uns dann in 2½ Stunden Fahrt den Me-nam hinauf nach Patnam fuhr, wo ein Sonderzug unserer harzte, der uns bis zur Funkstation nach Bangkok brachte.

Die Fahrt im offenen Zug durch das schöne Tropenland war herrlich. Auf den vielen Kanälen, die durch die verschiedenen Ortshäfen

In einem schönen Garten werden die Tiere gehalten, durch sichere Ummauerung und Wassergräben vom Beschauer getrennt. Alle Sorten, die im Lande vorkommen, sind hier vertreten, von der Viper bis zur Boa constrictor.

Man kann ein leichtes Grauen nicht loswerden, denkt man daran, daß einen Schritt breit vom gebahnten Weg sich ein Tier den Menschen Gefahr bringen kann. Dann aber sagte man mir, daß die Schlange den Menschen nur angreift, wenn sie sich bedroht glaubt. Unglücksfälle erklären sich etwa so, daß Farbigere in den Pflanzungen versehentlich eine im Gebüsch versteckte Schlange berühren. Dann fährt das Tier auf und beißt. Diese Erkenntnis hat übrigens der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther in seinem Aufsatz „Schlangenerlebnisse“ (Karl-May-Jahrbuch 1931) niedergelegt.

Unsere Wagen brachten uns zu der entfernten Marinelandungsstation, wo viele königliche Gondeln lagen. Für uns aber standen Sonderboote bereit, um uns über den Me-nam hinüberzubringen zum Wat Arun, einer mächtig bunt Tempelanlage, von König Rama VI. 1819 errichtet. Es sind die sogenannten Porzellantempel. Der zu riesenhafter Höhe (90 Meter) aufstrebende Mittelbau und die sich um ihn gruppierenden vier Pagoden und Tempel sind mit bunten Porzellanfahnen und Glasmosaiken geschmückt, die im hellen Sonnenlicht einen phantastischen Eindruck machen.

Die Hitze hatte so zugenommen, daß man buchstäblich faun noch atmen konnte. Aber noch lag die Besichtigung der Hauptlebenswürdigkeit vor uns, deshalb beeilten wir uns, weiterzukommen.

Das königliche Ministerium hatte uns gestattet, den Palast und die anschließenden Staatsgebäude zu besichtigen, hatte uns aber allen die Bedingung gestellt, in vorchriftsmäßiger Kleidung zu erscheinen. Von der Reiseleitung erging darum die Aufforderung an uns, diesen Bedingungen Folge zu leisten, damit wir nicht am Eingang des Palastes zurückgewiesen würden. In und für sich war das kein unerfüllbarer Wunsch. Aber besonders die Herren traten unter diesen Vorschriften. Denn ihre Kragen und Schlipse gingen bald nassen Umschlägen, und die Röcke zeigten im Rücken Wasserflecken. Wir wurden aber alle eingelassen.

Die von einer großen Mauer umgebene Palastanlage gleicht einer Stadt mit Palästen und Tempeln, schönen Schmuckhöfen und vielen Nebengebäuden, in denen die riesenhaften Prunkwagen untergebracht sind.

In flammigem Geschmack, dem aber viel Modernes anhaftet, sind die Empfangs- und Prunk-

säle errichtet, reich in Gold gehalten, mit wundervollen Einlegearbeiten, glänzenden bunten Kronleuchtern und mit den dicken Smyrna-teppichen, die den spiegelnden Marmorboden bedecken. Es waren einfarbige, hochrot gehaltene Läufer. Dazu überall bildliche Darstellungen aus der Buddha-Legende und große stehende Spiegel. Alles macht einen üppigen, reichen Eindruck. In den Prunkbasen seltsame chinesische und japanische Pflanzen, wunderbar gezogen.

Das Leichenbegängnis des tatkräftigen, flugen Königs Ischalalongton muß phantastisch gewesen sein. Wir sahen den riesigen Prunkwagen, der seine Leiche zur Verbrennungstätte führte, zum Wat Saket, dem „Goldenen Berg des ewigen Friedens“. Der König, der erst vor einiger Zeit gestorben ist, war außerordentlich groß und stark; es soll viel Mühe gemacht haben, ihn in die hergebrachte Umhüllung hineinzuzwängen. Nach Landesitte hat der Sohn die Leiche des Vaters zu verbrennen; das geschieht nachts, ohne Zeugen, nachdem die feierliche Ueberführung vorüber ist. Der Sohn des Königs, sein Nachfolger, ist jetzt 40 Jahre alt und hat keinen Thronerben, wenn er auch Kinder haben mag. Hier in Siam besteht nämlich ein ähnlicher Brauch wie einst bei den türkischen Sultanen, die Töchter des Landes als Frauen nehmen mußten oder konnten, deren Kinder aber kein Recht auf den Thron hatten. Auch hier in Siam muß der König die rechtmäßige Frau aus seinem Geschlecht heiraten. Da aber dazu nur seine Schwester vorhanden war, die er nicht als Gattin begehrte, blieb der Thron bis heute ohne Erben. Der jeweilige König von Siam ist zugleich eine Art Papst aller Buddhisten; er ist der Alleinherrscher über seine Glaubensgenossen in der ganzen Welt.

Im Weitergehen sahen wir auch die neun Pagoden, benannt nach den neun Edelsteinen, die Siam liefert. Im Leben der reichen Frauen spielen diese Steine eine Hauptrolle, denn jeder Tag hat einen anderen Edelstein, die in nachstehender Reihenfolge getragen werden müssen: Für Sonntag (Tag der Sonne) der Rubin, für Montag (Tag des Mondes) der Mondstein, für Dienstag (Tag des Mars) der Koralle, für Mittwoch (Tag des Jupiter) der Smaragd, für Donnerstag (Tag des Uranos) der Rosenstein, für Freitag (Tag der Venus) der blaue Saphir, für Sonnabend (Tag des Saturn) der Saphir. Die übrigen beiden werden abwechselnd mitgetragen.

Danach möchte man sich eigentlich ein wohlgefalliges Bild von den Damen Siams machen. Leider aber taugen alle Betel, der oft sogar zum

Mund herausschlingt und die Zähne rot färbt. Um das zu verbergen, hat man für vornehme Damen die Sitte erkunden, die Zähne schwarz zu emailieren, wie ich in meinem Bericht über Sumatra schon ausführte.

Von der Halle der Edelsteine, worin das Ramayana-Epos, nach dem Mahabharata das größte Epos der Inder, in Bildern dargestellt ist, gingen wir zur größten Sehenswürdigkeit Bangkoks, zum Wat Phra (Ubolat). Wat ist Tempelbezirk. Am Eingang des in sieben Stodwerten aufsteigenden riesigen „Wat“ — mit Wat wird ein Tempelbezirk bezeichnet — hält ein Löwe die Wache, bei dem reiche Blumenopfer ausgebreitet liegen. Einige Stufen führen hinauf zum „Wat“, in dem das kostbarste Heiligtum des Landes liegt. Auf einer goldenen Pyramide, die fast bis zur Decke reicht, steht der 60 Zentimeter hohe Buddha, dessen Körper aus Jade, dessen Kopf aus Smaragd geschnitten ist. Daher wird er kurzweg „Smaragd-Buddha“ genannt.

Auch allerlei Weihgeschenke befinden sich hier, so zwei Porzellanvasen, von Wilhelm II. gestiftet, die sich in dieser Umgebung recht eigenartig ausnehmen. Viele reizvolle Gold- und Silberarbeiten, Bäume, Blumen, Ranken usw. um-



Figur vor dem Tempel in Bangkok

führen, herrschte reges Leben. Man nennt Bangkok das Venedig des Ostens. Hier gleiten die Kähne, meist von einheimischen Frauen oder Chinesen gesteuert, lautlos zwischen dem üppigen Grün der Ufer hin, von hohen Palmen beschattet, an den Häusern der Eingeborenen vorüber. Diese Häuser sind überall offen und gestalten einen Blick ins Innere der Behausungen. Sie sind aus Bambusstangen und Palmenblättern errichtet; oft schließt sich ein Garten oder ein Reisfeld an. Hatte Kinder und Erwachsene baden in den Kanälen, die der Bevölkerung aber auch das Trinkwasser liefern. Darin mag es begründet sein, daß hier die Cholera so viele Opfer fordert. Uns hatte man streng verboten, außerhalb der Hotels etwas zu genießen.

Fröhlich grüßten die Kinder den vorüberfahrenden Zug. Die Männer des Landes sind stolz und nennen sich Thai, d. h. „frei“. Muang Thai aber ist ihr Land, das „Land der Freien“. Arbeit schätzen sie nicht, ja sie sehen mit Verachtung auf den Inder und Chinesen herab, der ihnen Sklavendienste leistet. Die Frauen arbeiten für ihre Männer, die sich nicht scheuen, das von der Frau in Fabriken oder im Handel erworbene Geld zu verpielen. Die arbeitssamen Frauen machen sich daher oft selbständig oder heiraten einen Chinesen, der die Siamesin mehr schätzt als seine eigene Landsmännin.

Unser Zug erreichte die Funkstation Sala Deng in Bangkok, deren stattliche Türme die letzte Rede Adolf Hitlers auch hierher übermittelt hatten. Hier standen schon Autos für uns zur Weiterfahrt nach der Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten bereit. Der erste Besuch galt dem einer roten-Kreuz-Station angegliederten Schlangen-Institut, wo das Serum gegen Schlangenbiß hergestellt wird. Das Sumpfland beherbergt zahlreiche Schlangen, und viele Menschen fallen dem Biß dieser Tiere zum Opfer. Fast immer, wenn ein rechtzeitiges Eingreifen möglich ist, bringt die Seruminjektion Rettung. Wir wurden hier Zeugen davon, wie den Schlangen das Gift entzogen wird. Geschulte Wärter gingen mit den Tieren um, als wäre ihr Handwerk das harmloseste von der Welt, sie waren aber immer bedacht, sich von dem Biß der Tiere zu schützen.



Siamesische Tänzerinnen

geben die Pyramide, worauf der Smaragd-Buddha thron, zur Zeit in einer sommerlichen Umhüllung. Man rechnet hier noch drei Jahreszeiten: Sommer, Herbst und Winter. Alle drei werden in der Bekleidung des Smaragd-Buddhas zum Ausdruck gebracht. Einen Frühling wie bei uns kennt man hier nicht. Ohne Uebergang wechseln die Jahreszeiten. Die kühle Zeit endet im Februar. Der März ist die allerheißeste Zeit. Vom Mai bis September ist die Regenzeit.

Im Hof der Anlage sahen wir noch einen wundervollen Tempel, der eine Art Bundeslade enthält, worin ein eigenhändig geschriebenes Geheiß von Buddha anbewahrt wird. Am Fuß dieses Tempels hängen feine aus Silber gefertigte Bohdi-Baumblätter, die im Windhauch aneinanderschlagen und ein feines, silbernes Rauschen und Lösen auslösen, was eine wundervolle Wirkung hervorbringt. Es erinnert an fernes Glockenläuten, wie es uns in der Heimat hier und da begegnet.

Wir waren gerade in die größte Hitze hineingekommen und infolgedessen derart am Ende unserer Kräfte, daß uns fast die Sinne schwanden. Mich beschlich ein Bangen, wovon ich mir nichts merken ließ, aber das Herz und der Kopf waren derart benommen, daß ich den Zustand begriff, in dem sich die sterbenden Buddhisten befinden sollen. Sie empfinden den Tod als eine Wohltat, als die Erlösung aus der Hölle des Seins. Eine Hölle im wahren Sinne des Wortes war auch uns der Aufenthalt in diesem Tempel schon geworden. Sentrecht brannte die Sonne hernieder. Mit letzten Kräften ging es zum Wagen, der uns in das schöne, kühle Hotel Royal brachte. Ruhe und frischende Waschungen, verbunden mit einem kühlen, luftigen Aufenthalt im Freien, weckten die Lebensgeister von neuem.

Die Ruhe war dem erschöpften Körper eine Wohltat. Bei sinkender Sonne ging es auf dem gleichen Weg wie bei der Herfahrt zurück zum heimatischen Schiff. Todmüde suchte man Ruhe, die ich aber leider nicht fand, der Hitze wegen, die trotz des kühlen Bades nicht wich. Erst der hell herausziehende Morgen brachte etwas Kühlung und Entspannung von einer Anstrengung, die sich die kühnste Phantasie in der Heimat nicht vorzustellen vermag.



Buddhistentempel in Bangkok

X.

Heute sind wir in Singapur gelandet. Der Eingang des schönen, reizvollen Hafens war von einem großen englischen Kriegsschiff und zwei Unterleeboten bewacht.

Die weitläufige, ganz orientalische Stadt, die schönen Besitzungen der Europäer wurden durchfahren, dann der märchenhaft schöne botanische Garten, der gleichzeitig eine Parkanlage für die Stadt ist. Unsere Aufmerksamkeit galt der wunderbaren Pflanzenwelt. Die wie mit Siegelrotem Lack überzogene einheimische Palme, im Wuchs der Areka ähnlich, wirkt mit ihrem roten Stamm wundervoll in dem frischen, dunklen Grün ihrer Umgebung. Herrliche alte Bäume stehen da, ganz von Orchideen überwuchert, wie in einem grünen Felz gehüllt. Viele uns bekannte Blumen gab es auch, die aber bei uns im Sommer zu schöner Entfaltung kommen; hier scheinen sie eine Seltenheit zu sein. Von großem Reiz sind die unter Schutzmatten gehaltenen Orchideen, die in herrlicher Blüte standen und zahlreiche, uns völlig fremde Arten zeigten. Man muß hier der Hitze wegen die Orchideen und die jarten Adianten schätzen; sie würden, ungehütet, auch unter den starken Regengüssen leiden. Man umgibt sie daher mit laubentzücklichen Schutzdächern. In den Gärten aber wächst eine kleinblütige Orchidee, die bei uns in Carouai sehr teuer ist. Hier werden große Sträuße davon für wenig Geld verkauft.

Überall hat man schöne Anlagen geschaffen

Von Klara May

mit stattlichen Palmen, herrlichen purpurroten Sträuchern, die Blätter sind wie aus Wachs gefertigt. Oder sie sind leuchtend gelb und dunkelrot gestreift.

Bald verließen wir die Stadt Singapur und die gepflegten Anlagen. Es ging zunächst hinaus nach Johore, wo der Sultan sein Schloß hat, mit wundervollen Gartenanlagen, nahe an einem großen See. Die Stadt ist echt orientatisch. Auf Bergeshöhe steht malerisch eine Moschee, die einer Kathedrale gleicht und nur von gläubigen Mohammedanern betreten werden darf.

Jetzt liehen wir alle „Zivilisation“ hinter uns. Durch weite Gummibaumwälder ging es in den wilden Dschungel hinein, durch den die Engländer eine musterzügliche Autostraße geschaffen haben. Erst später kamen wir wieder in bebauten Land. Nach mehrkündiger Autofahrt, an Kaffee-, Tee-, Gummi- und Kotosplantagen vorüber, gelangten wir endlich wieder an Bord unseres Schiffes auf deutschen Boden.

Da die „Resolute“ bis zum nächsten Tag hier vor Anker lag, trieb uns die Neugier am Abend noch einmal in die Stadt. Es sollte hier eine Art Lunapark geben. Den mußten wir doch sehen. So beschloßen wir fünf Sächsinen, die wir eine kleine Gemeinschaft für uns gebildet haben, den Ausflug zu wagen. Gedacht, getan! Nach dem Abendessen fuhrn wir los. Weit entfernt vom heimatlischen Schiff liegt die „Neue Welt“. Die Sache sah aus wie unsere Vogelwiese, nur ins Orientalische überseht. Zwanzig Pfennige Eintritt für den Park! Eine ganze

Welt konnte man dafür sehen. Verschiedene Theater, in jedem wurde etwas anderes gespielt, und jedes Theater verlangte eigens Eintrittsgeld. Die Darsteller hatten wundervolle Kostüme. In der einen Schaubude wurde „Ali Baba und die vierzig Räuber“ gespielt, in der anderen sollte das Stück eine Oper sein, von der wir freilich auch nicht das allermindeste verstanden. Eine nach unseren Begriffen schauerliche Musik begleitete die Vieder, die mit so dünner Stimme vorgetragen wurden, daß wir dafür das Wort „Gesang“ nicht anwenden würden. Eher würden wir bei diesen Klängen meinen, man träte irgendwo einer Rache auf den Schwanz. Den Einheimischen aber schien die Sache zu gefallen, denn sie waren mit Weib und vielen Kindern vertreten, sogar mit ganz kleinen, die nur wenige Monate alt zu sein schienen und völlig nackt auf den Rücken der Mutter gebunden waren. Bis zum grauen Morgen sollen diese Vorstellungen dauern. Uns fehlte dazu die Ausdauer.

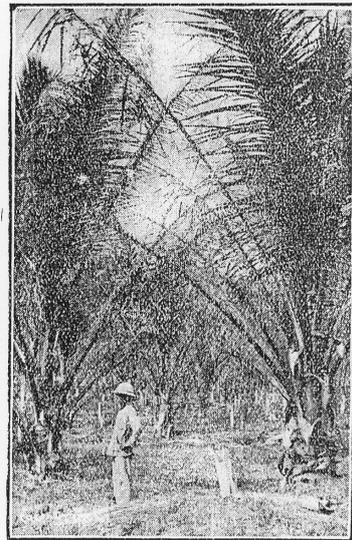
Wir durchwanderten die Straßen dieses zauberreichen und sahen Schießbuden, Kräftmesser für Boxer usw., die von den englischen Soldaten in Tätigkeit gesetzt wurden, Verkaufsläden für allerlei Fische, gebraten und roh, mit Töpfen voll Soße, in die jeder den Wiffen nach Belieben eintaucht, und andere Herrlichkeiten mehr.

Besonders wert war uns in all diesem Kummel ein netter, bunter Laden voll Chinesen, den wir in all dem Durcheinander für eine Teeverkaufsstelle hielten, der aber in Wirklichkeit ein — Buddha-Tempel war. Ein hell beleuchteter Buddha saß in der Mitte des Raumes, Opferkerzen brannten vor ihm, und bescheiden traten die Chinesen zur Seite, als wir erstaunt das von ihnen bewachte Heiligtum betrachteten. Unmittelbar neben diesem Tempel stand ein Verkaufsladen mit verschiedenen getrockneten Früchten. Dahinter Bierreflake, Schießbuden, Theater usw. Eine bunte Welt.

Ich habe auch an diesem Abend an Karl May gedacht. So wie das Leben eines morgenländischen Volksfestes hier trubelt, schildert er etwa einen Jahrmarkt in Damastus im dritten Band der Ges. Werke („Von Bagdad nach Stambul“). So wie ich hier die Eingeborenen sah, zeichnet er sie in Band 30 der Ges. Werke („Und Friede auf Erden“). Ich habe mit diesen Menschen nicht gesprochen. Aber ich habe sie still beobachtet, und auch aus solcher Beobachtung kann einem das Bild einer Persönlichkeit wachsen.

In den Briefen mußte ich denken, den Karl May, der Meister des vornehm-erlebten Kunsthandwerkes in der Darstellung von Edelmenschen, in der zweiten der oben erwähnten Reiseerzählungen vor den Lesern hinstellt.

„Wir ist er ehrwürdig, dieser alte, ernste, achtungsgebietende Sumatraner.“ So sagt Karl May. Dann aber läßt er den Malaienpriester selber sprechen, der so bescheiden dastht und sich doch bestimmt wie einer, der sich seines Wertes bewußt ist. „Wie ein Mensch, von dem ein anderer zu lernen hat, so soll auch jedes Volk auf



Junge Kokospalmen

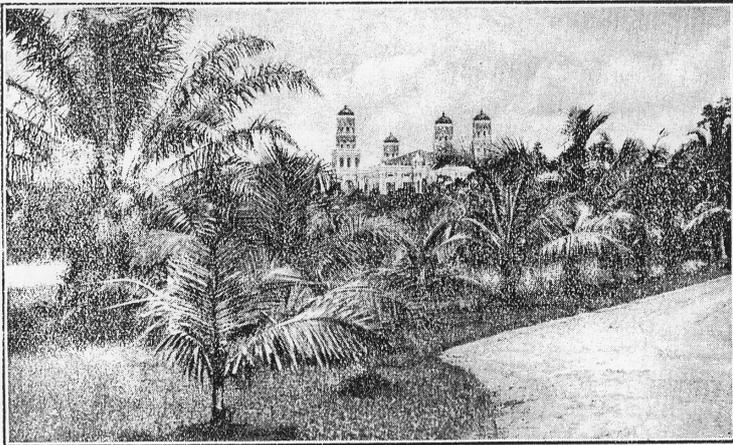
das andere, jede Nation und Rasse auf die andere schauen, um ihre Fehler zu vermeiden, ihre Tugenden aber sich anzueignen. Indem wir dieses tun, gestehen wir der großen Menschheit unsere eigenen Fehler ein und erlangen durch ihre Verzeihung die innere und äußere Kraft, sie in das Gegenteil, in Tugenden zu verwandeln.“

Wir scheint, Karl May, der, hier wie überall, so verstehend die Vertreter fremder Rassen sieht, hat nie herrlicher die Eigenart der Rasse und den Wert des Rasseelbstbewußtseins betont als hier. Die Gedanken an all die Dinge, die er hier mir vorausachtete, beschäftigt mich so, daß ich wahrhaftig für eine Zeit meine Begleiterinnen und all das bunte Treiben um mich her vergaß und mich verlegt fühlte in ein Sein, das leider für mich jetzt nur noch Traumfein ist.

Doch zurück zur Wirklichkeit!

Wir wollten uns in einer besonders vertrauenswürdigen Gaststätte niederlassen, um Reiswein zu trinken, damit hatten wir aber kein Glück. Wir sollten durchaus Reis essen, wie es die hier versammelten Chinesen ohne Ausnahme taten, geschickt mit einem zierlichen Stäbchen hantierend. Dazu fehlte uns aber die Entschlußkraft, und wir jagen es vor, zu verschwinden, gefolgt von den Blicken der Chinesen, deren Gedanken ob unserer Flucht wir leider nicht erraten konnten.

Sicherer schien es uns, zu unserer Heimat, dem deutschen Schiff „Resolute“ zurückzufahren. Der Ausflug hatte ja seinen Zweck erfüllt, hatte uns wiederum ein Stück der fremden, eigenartigen Welt gezeigt und unser Wissen bereichert.



Moschee in Singapur

Don Alara May

Nachdruck verboten.

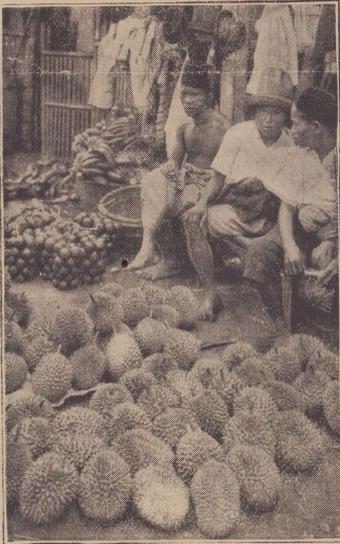
Vergleiche Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125 und 132.

XI.

Ermattet landeten wir am Morgen des 21. März in Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia, auf Java, der herrlichen holländischen Kolonie. Ferne Gewitter hatten die vorangegangene Nacht mit einem Feuerwerk roter Blitze erhellt, ohne jedoch die Hitze mildern zu können. Heiß und drückend war die Luft im Hafen. Schwer waren die Glieder, wie gelähmt, müde von der schlaflosen Nacht. Bisher war es wenigstens gegen Morgen immer etwas frischer geworden, so daß sich ein Schlaf von drei Stunden einstellte, der so erquickte, daß man immer wieder neue Strapazen zu ertragen vermochte. Hier aber waren wir am Ende unserer Kraft.

Wie hatten wir uns auf den schönsten Botanischen Garten der Erde gefreut! Wenn die Verlockung, ihn zu besuchen, nicht gar zu groß gewesen wäre, hätten wir verzichtet.

Um sieben Uhr landete unser Schiff. Die schönen Ufer lagen in feinem Dunst verschleiert vor uns, ein neues Märchenreich. Das Schönste zu sehen stand uns bevor. Wir durften es uns nicht entgehen lassen.



Obstverkäufer auf Batavia

Wie benommen wandten wir zu den bereitstehenden Wagen, die uns in zweikündiger Fahrt nach Buitenzorg (Djoejoe) mit jenem berühmten Botanischen Garten bringen sollten. Auf herrlicher, breiter Asphaltstraße rollten die Autos in Windeseile dahin. Der Luftzug im offenen Wagen erweckte neue Lebensgeister, und die herrliche Landschaft zog den Blick immer wieder an.

Diese Schönheit, dieser überquellende Reichtum, mit all den frohen, glücklichen Menschen, die uns freundlich Grüsse zuriefen! Kein Schmutz, keine Armut, keine Bettel! Alles atmete Reagen und Wohlstand. Unwillkürlich stellte ich Vergleiche an mit Indien und Ceylon, fand

Unterschiede und sah vor mir offene Fragen. Ist es nur der reichere Ertrag, der die holländische Kolonie von der englischen untercheidet? Hier fragen die Kokospalmen, die ja überall im Wirtschaftsleben der Tropen eine Hauptrolle spielen, durchschnittlich 200 Nüsse je Stamm. In dem reichen, üppigen Ceylon nur 60, manche behaupten nur 40. Man sieht, der Unterschied ist groß. Auch der Kaffee-Ertrag Javas schlägt den der Smaragd-Insel. Der Zucker, der zwar nur aller fünf Jahre auf dem gleichen Boden geerntet werden kann, bringt hier eine gewaltige Ausbeute. In mächtigsten Anlagen, die durch hervorragende Chemiker und Ingenieure geleitet werden, wird aus dem Zuckerrohr durch hydraulische Pressen der feste Tropfen herausgeholt, der Rückstand wird gleich zum Feizen der Maschinen verwendet, die von steinernen Arbeiterinnen bedient werden. Der fertige Rohzucker wandert nach Amerika, China, Japan und Indien. Die günstige Lage des Landes ermöglicht billige Verfrachtung, liegt es doch so ziemlich in der Mitte der Absatzgebiete. Dazu kommt Gewinnung von Zinn im Tagebau, ferner die reiche Ernte von Kakaos, Indigo, Chinarinde, Reis, Gewürzen und vor allen Dingen der Tee, den man das ganze Jahr über erntet, und der innerhalb 24 Stunden vom Strauch durch die Faktorei zum Verbraucher wandern kann. Eine der wichtigsten Quellen des Reichtums Javas aber ist der Gummibaum, der hier in ungeheuren Wäldern angepflanzt wurde.

Heute ist eine Ueberproduktion von Gummi da. Viele Wälder stehen ungenützt, was ihnen aber nicht schadet; sie können jederzeit wieder angezapft werden. Man hemmt nur eine Weile die Neupflanzungen, und bald wird das Gleichgewicht wiederhergestellt sein. Die hohen Preise aber, wie im Weltkrieg, wird der Gummi wohl nie mehr erreichen.

Man weiß bei uns im allgemeinen so wenig von all diesen Dingen; mich aber haben die Gummibäume mit ihrem am Stamm befestigten Gefäße, die einer Kaffeetaße gleichen, so gefesselt, daß ich mich sogleich über alles unterrichtete, und ich nehme an, dabei macht es auch Spaß, zu wissen, wie die Gummigewinnung vor sich geht. Ein Gummibaum im ertragfähigen Alter, das sich nach der Güte des

Bodens richtet und etwa 9 Jahre beträgt, liefert 25 Pfund Gummi in einer Ernte. Der Saft fließt in die am Baum befindlichen Gefäße, die von Frauen in größere Behälter entleert und zur Faktorei getragen werden. Die Anstichwunde des Baumes muß durch Befeuchten mit Ammoniakwasser offengehalten werden, was am Tage dreimal zu geschehen hat. Die weiße, zähe Flüssigkeit wird in der Faktorei, die jedem Wald angegliedert ist, mit Säure behandelt, in Formen gepreßt und zum Trocknen aufgehängt. Die Gummifolien sehen dann aus wie Wäsche auf der Leine.

Ganz verschieden vom Engländer denkt und verfährt der Holländer in Bezug auf Bildung und Sprachschulung der Eingeborenen. Der Holländer lernt Malaisisch, um sich mit den Farbigen verständigen zu können. Er will gar nicht, daß die Eingeborenen Holländisch sprechen. Der Engländer dagegen spricht keine fremden Sprachen und zwingt die Bewohner der Kolonie, Englisch zu lernen. Er läßt Schulen errichten für die Kinder der Farbigen, und überall kann man mit Eingeborenen Englisch sprechen.

Die zwei Wegstunden im Auto vergingen weit schneller als die endlose, schlaflose Nacht zuvor. Immer üppiger wurde das Land, je weiter wir kamen. Das Auge schwelgte in all der Pracht, die da vorüberzog. „Inulinde“ — so nennen die Holländer ihre Kolonie — schien mir einfach das Schönste, was die Erde trägt.

Dann war Buitenzorg erreicht. In schönen Gärten eingebettet liegen hier die Landhäuser an beiden Seiten der Straße. Kaum vermag man die Behauptungen der Eingeborenen von denen der Weißen zu unterscheiden. Nur die braunen Kinder und die weniger gepflegten Gärten lassen diese und jene Niederlassung als ein Bestium Farbiges erkennen.

Am Eingang des Botanischen Gartens hielten die Wagen. Ein flüchtiger Besuch eines Teils der Anlage, die 54 Hektar umfaßt, erfordert zwei Stunden. Aber Tage, ja Wochen möchte man hier verbringen. Schon am Tor macht das Symbol Javas, der Bambus, den Fremden stumm vor Staunen. Stämme, stark und hoch wie Bäume, ragen da auf und hem-



Straßenbahn unter Palmen

den Schritt. Benommen geht man weiter. Diee Kielenalleen, umhert von Orchideen, durchstert von Vogelgewitzcher, umtaucht von munteren Bächen und Kanälen! Ein herrlicher See zieht uns an, überwuchert von blühenden Loros, weiß, rosa und violett, dann wieder weite Flächen des Wassers überdeckt von den Kielenblättern der Victoria Regia, zwischen denen die vollen Blüten rosa und weiß aufleuchten.

Feuerbäume stehen am Weg, überschüttet von dunkelroten Blüten. „Rote Schuhe“ genannt Auf atajanartigen Bäumen brennen goldgelbe Dolden, die einen lieblichen Duft ausströmen, während auf mächtigen Baringen scharlachrote Plätter wie Weihnachtsterzen emporstehen. Die herrlichen Palmenarten der Tropenwelt sind natürlich vollzählig vertreten. Obgleich wir durch Ceylon und Paraeden doch reichlich verwöhnt waren, gab es hier immer noch eine Steigerung des Erlebens. Ganz besonders trugen dazu die wunderbaren Baumfarne bei, die ihr artiges Blättergefieder meterweit ausspannen. Auf der Straße kann man blühende Orchideen kaufen, aus Holzstäben hervorgewachsen. Wir erwarben einen Zweig mit wunderbaren weißen Blüten für zwei holländische Gulden. An der Orchideenzuchtsschule stand eine Art Pfeifenkraut. Wir wurden besonders auf ihn aufmerksam gemacht, weil sich eine seiner Blüten gerade erschlossen hatte. Es mag wie eine Fabel anmuten, aber es ist Tatsache: die wundervolle, getigerte, braungelbe, lamtane Blume war größer als der Kopf eines Menschen. Ich hoffte, von solchen Seltenheiten und noch von vielen anderen Dingen, namentlich von den mächtigen Alleen der alten Canariensbäume, die ganz überwuchert sind von Schlingpflanzen aller Art, ein Photo zu finden, leider vergeblich. Man kann diese Riesen nicht auf ein Bild bannen, so wie es auch unmöglich ist, diese überwältigende Größe und Schönheit zu beschreiben, die sich hier am Fuße der Vulkanfese Salat und Gedeck entfaltet. Einen solchen Feiertag der Seele im Tempel Gottes kann man nur erleben.

Tropenregen setzte ein und zwang zum Verlassen dieses Naturheiligtums, das Gott für den Menschen schuf, und das — ein Deutscher zum Leben erweckt. Der deutsche Botaniker Karl Reinwardt gründete diesen für die Wissenschaft hochwichtigen Garten. Ausgezeichnete Nachfolger pflegten und erweiterten seine Schöpfung, und so erhielt Buitenzorg den bedeutendsten Botanischen Garten der Welt, von dem wir heute nur einen kleinen, aber den schönsten Teil sehen durften.

Wie immer, so verslog uns auch hier die Zeit in Windeseile. Ueberraschend schnell war die Stunde zur Rückkehr zum Schiff gekommen. Der Weg dahin führte uns noch einmal durch die Straßen der Hafenstadt, vorüber an den vielen Verkaufsständen der Händler, und ich möchte in meinem Bericht nicht Abschied nehmen von Batavia, ohne noch besonders die vielen Früchte zu erwähnen, die es da für verhältnismäßig wenig Geld zu kaufen gibt. Als die wohlschmeckendste Frucht der Erde überhaupt gilt Mangostin, eine große, harte, braunrote Nuß mit milchweißem, süßsäuerlichem Kern. Pinalos ist eine riesige, röhrenförmige Orange, die süßlich schmeckt, aber keinerlei Aroma hat. Die Zambu ähneln untern Radischen und sind auch hart wie diese. Sie sehen wunderschön rosa aus, schmecken aber nach nichts.

Hier einzukaufen blieb uns keine Frist mehr. Unarmherzig führten uns die Autos fort nach dem Hafen, und bald betreten wir wieder das Deck unserer heimatlichen „Kajolote“, müde vom vielen Sehen, müde von der quälenden Hitze, beladen aber mit einer Fülle neuer, unvergleichlicher Eindrücke.

Don Alara May

Nachdruck verboten.

XII*)

Wir hatten eine schlaflose Nacht hinter uns, die kein Ende nehmen wollte, eine Nacht, in der die Hitze qualvoll wurde, ja bei 34 Grad Celsius schließlich Angstgefühle auslöste. Dann gingen wir, am 23. März früh 7 Uhr, vor Semarang, der drittgrößten Stadt Javas, vor Anker. Um 8 Uhr bestiegen wir, vor Müdigkeit wankend, den Tender, der uns in einkündiger Fahrt bis zur Landungsstelle brachte. Unser großes Schiff konnte diesen Hafen nicht anlaufen; es lag noch ziemlich weit draußen.

Die frische Brise auf dem Wasser weckte unsere Lebensgeister wieder ein wenig. In der Ferne tauchten die Vulkanen Javas mit ihren weißen Dampfwolken auf. Dazu lodte die Aussicht, wieder neue, ungeahnte Schätze sehen zu dürfen. Das alles wirkte zusammen, uns die Müdigkeit überwinden zu lassen. Galt es doch heute, ein weltberühmtes Bauwerk zu betrachten, den Boro Bodoer, wohl den ältesten, schönsten und am besten erhaltenen Buddha-tempel überhaupt.

Der Tender hatte uns zum Pier von Semarang gebracht. Dort standen schon Wagen zur Reise ins Innere des Landes bereit. 155 Meilen mühten zurückgelegt werden bis zu unserem heutigen Ziel. Gar bald war die Freude an all dem Schönen, was uns umgab, so wach in uns, daß auch der letzte Rest der Abspannung wich. Es ging hoch hinauf in die Berge. Näher und näher rückten die Vulkanen heran, immer neue Formen nahmen die schweren weißen Dampfwolken an, die ihnen entstiegen und maßig unter dem blauen Himmel hinzogen. Von unbeschreiblichem Reiz war wieder der Pflanzenwuchs: Palmen und andere fremdartige Bäume überall. An der Straße bis hinauf ins Gebirge dehnten sich die Villen der Europäer. Auch 1000 Deutsche sollen in Semarang ansässig sein. Jedenfalls sahen wir mehrere Male die Hakenkreuzflagge und die schwarzweißrote Fahne neben der holländischen, alle Halbmaß geht aus Anlaß des Todes der Königin Emma von Holland.

An ausgedehnten Reisplantagen vorüber ging die Fahrt. Frisch beplante Reisfelder wechselten ab mit abgeernteten oder in der Ernte befindlichen Flächen. Die Bewässerungsanlagen sind offenbar ganz vorzüglich, bis hoch hinauf. Überall rieselt Wasser, vom Hauptstrom abgeleitet. Leppige Pracht, wohin das Auge schweift. Große Kaffee-, Tee- und Kakaoplantagen standen am Wege. Große Menschen waren allenthalben zu sehen, auf den Reisfeldern oder vor den an der Straße liegenden Behausungen, die aus Bambus und geflochtenen Palmblättern errichtet, hier aber mit Ziegeln bedeckt sind, wegen der schweren Regengüsse. In den Ortschaften, die wir durchfahren, herrschte ein Leben wie in orientalischen Kleinstädten. Es gab viel einfache Holz- und Steinhäuser, daneben schöne Regierungsgebäude und

Hotels. Auch an Sportplätzen fehlte es nicht, aber sie waren doch nicht so häufig wie in den englischen Kolonien.

Nach dreikündiger Fahrt war das Ziel erreicht. Der Boro Bodoer stieg vor uns auf. Der Gesamteindruck war überwältigend. Klein sind dagegen die Pyramiden, die vor Wochen in Ägypten einen so gewaltigen Eindruck auf uns machten. Aus grauem, hartem Trachyt (Lavastein) bestehen die Quadern, die ganz ohne Mörtel und Klammern zusammengefügt sind. Der Tempel bildet ein Quadrat und hat eine Seitenlänge von 151 Metern. Er steigt in 10 Terrassen auf. 36 Pylonen bilden die Ecken. Von vier Seiten führen hochstufige Treppen hinauf. Dadurch soll erreicht werden, daß die Tempelbesucher ruhig und andächtig emporsteigen und das Heiligtum mit Sammlung betreten.

Auf den zehn Terrassen des Tempels sind an allen Wänden sehr gut erhaltene Basreliefs mit lebendigen Darstellungen aus dem Leben Buddhas angebracht.

Die 1500 Basreliefs zu beschreiben, würde hier zu weit führen, wie wir ja auch nicht annähernd Zeit hatten, sie zu betrachten. Für den Forscher mögen sie eine Fundgrube sein, die ihn für Wochen fesseln kann. Wir strebten zur Höhe empor, wo in den drei oberen Stockwerken in 70 Riesensteinblöcken von durchbrochener Arbeit (sogenannten Dagabas) 70 Buddhahandbilder thronen. In der Mitte der obersten Terrasse steht eine Riesendagaba, 8½ Meter hoch und 16½ Meter im Umfang, mit einem Buddha, der aber nicht sichtbar ist.

Dagaba ist das indische Wort für Tempel. Es wurde nach Birma übertragen und hier durch Metathesis in das Wort Pagode verwandelt.

Von der Höhe des Tempels hat man eine bezaubernde Aussicht auf weite, herrliche Palmenwälder, die umrahmt sind von den jagenden Gipfeln der Menoreh-Berge und der Vulkanen Merapi, Marbaho und Soenbing. Diese Bergriesen tragen schwere weiße Rauchwolken an ihren Spitzen und dampfen auch aus tiefergelegenen Klüften und Schlünden. Ein bezaubernder Anblick, von dem man sich gar nicht wieder trennen mochte. Ermüdung und Soglut waren vergessen.

Der Führer jagte uns, der Boro Bodoer habe einst in der Mitte eines Sees gelegen, den vulkanische Veränderungen des Bodens verschwunden ließen. Der Riesentempel selber hat allen diesen Vulkanausbrüchen standgehalten. Kein Riß zeigt sich darin. Gewaltig, wie er erbaut wurde, steht er unbeirrt im Wandel der Zeiten. Um ihn herum fielen im Laufe der Jahrhunderte Tausende von Menschen den Vulkanen zum Opfer. Die 25 Meilen vom Boro Bodoer entfernte Stadt Djokjakarta (der Name bedeutet: blühende Macht) soll vollkommen auf den Trümmern einer alten unter-

gegangenen Stadt stehen. Dem Tempel aber konnte er noch so weiter im Schutze höherer Mächte bleiben, zur Freude aller Menschen, denen es vergönnt ist, sich an diesem Bauwerk zu erfreuen.

Nähe beim Boro Bodoer befindet sich ein anderer Tempel, der Tjandi Mendoet, mit einem wundervollen, riesengroßen, sitzenden Buddha, ihm zur Seite zwei Heilige. Das Innere strebt als Pyramide empor. Das Licht kommt nur vom Eingang. Man muß im Innern zur Seite treten und sich langsam an das Halbdunkel gewöhnen, dann erst hat man die volle Wirkung des Ganzen vor sich. Der sehr gut erhaltene Tempel stammt aus der gleichen Zeit wie der Boro Bodoer. Alles lag ursprünglich wohl in der großen Stadt, die verishwunden ist.

Nach weiteren 25 Meilen war in schnellster Fahrt Djokjakarta, die Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats, erreicht. In dem sehr guten Grand-Hotel „De Djofja“ wurde getarret. Nach einer einkündigen Pause wurden uns hier javanische Tänze unter Gamelang-Begleitung gezeigt. Schon in meinem Bericht aus Batavia habe ich erwähnt, daß wir im „Museum“ diese eigenartige, aus 60 verschiedenen Instrumenten bestehende Kapelle bewundern konnten. Unendlich reizvoll war das Spiel der Musikanten, das den Tänzern ihre Bewegungen vorzuschreiben schien. Jede Phase der Empfindung war hier in Tönen vorgezeichnet, veräußerte sich in Tanz und Spiel, und so formte sich ein Ganzes, das als echte Kunst tief auf den Zuschauer wirkte. Diese Tänze zeichnen sich aus durch edle Grazie. Was diese schönen geschmeidigen Menschen in ihren farbenfrohen prächtigen Trachten die uralte sein mögen, uns hier sehen ließen, war wieder etwas ganz anderes als die Tempeltänze in Bangot, wenn auch diesen verwandt. Ganz besonders fühlbar war der Unterschied im Wert der Musikbegleitung. Bei den Javanern kann man von hoher Kunst sprechen. Das Spiel geht in die Tiefe und bewegt die Tanzenden wie die Zuschauer in gleicher Weise.

Hier ist Battikarbeit, die man fast in jedem Hause findet, eine Haupteinnahmequelle der Frauen. Besonders schön waren die Sarongs (Gewänder) der Tanzenden gebatik. In Mengen werden sie den Fremden angeboten und von ihnen auch gekauft. Ich fürchte aber, daß gar manches Stück unecht, das heißt keine javanische Handarbeit ist. Die Preise waren oft verächtlich niedrig. Die echten Stücke aber sind sehr teuer; denn es stekt eine monatelange Arbeit in einem solchen Sarong. Jedenfalls hielten wir uns vom Kauf zurück, obgleich sich die Javaner alle Mühe gaben, ihre Waren anzubringen. Uebrigens hat sich ein Handel noch keine besonderen Schwierigkeiten, da hier nur javanisch gesprochen wird, was für den Fremden völlig unverständlich ist. Es soll auch sehr schwer



Der Mendoet-Tempel, in dem sich der sitzende Buddha befindet

zu erlernen sein, weil diese Sprache in zwei Arten gesprochen wird. Der Höherstehende benützt das Ngoto, die gewöhnliche Sprache, den Untergebenen gegenüber, dieser aber muß im selben Falle das Hochjavanisch, das Kromo, anwenden, eine Mundart, worin jedes Wort zwei Bedeutungen hat und somit leicht eine Beleidigung des Höherstehenden in sich bergen kann. Aus diesem Grunde liebt es der Javaner, sich der malaiischen Sprache zu bedienen.

Die Javanerinnen sind berühmt wegen ihrer Schönheit und Grazie. In ihren Mern rinnt altes, edles Hindublut. Man kann es tatsächlich mit Worten kaum ausdrücken, wie bezaubernd solch eine javanische Tänzerin in ihrer feuchten Mädchenhaftigkeit wirkt. Wundervoll ist das tischschwarze, glänzende, mit Gambir (Gerbstoff aus Pflanzenstamm) behandelte, blumengeschmückte Haar, das immer kraus anliegt und die edle Form des stolz getragenen Kopfes zur Geltung bringt. Die Zähne der schönen Javanerinnen sind blendendweiß, nur die Frauen der vornehmen Klassen lassen sie schwarz emallieren.

Die Holländerinnen tragen hier in ihren Behausungen meist den Sarong, das leichte Battikstückchen, und Strohsandalen. Ja, es scheint, daß auch außerhalb des Hauses diese sehr leichte Kleidung beliebt ist, denn in den Hotels wird eigens gebeten, so bekleidet nicht zu Tisch zu kommen.

Der Weg zurück zum Schiff im Abendsonnenschein, an den dampfenden Vulkanen vorüber, war wie ein feierlicher stiller Abschluß von einer überirdisch schönen Welt, deren Wunder wir dankbaren Herzens hatten bestaunen dürfen.

* Berol. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132 und 149.

Don Alara May

XIII*)

Ein Feiertag der Seele ist dieser Palmsonntag auf Bali, getrieben nur von dem einen Gedanken: Nun heißt es Abschied nehmen von den Tropen, vom Märchenreich der Erde, vom schönsten Teil der Schöpfung Gottes.

Es ist so viel Schönes, Erhabenes in diesem fremdartigen Lande, daß man alle Leiden bald vergessen und mit Wehmut zurückerinnert wird, an dieses Paradies auf Erden. Die eingeborenen Bewohner dieser Insel sind tiefgläubige Hindus. Ihr Leben geht hin in Frieden und Schönheit, so schlicht wie in biblischen Zeiten. Es ist aufs engste verknüpft mit der Scholle, die sie ernährt, und diese Menschen können alles willig und ergeben ertragen, nur nicht die Verbannung aus ihrem Paradies.

Alle alten Sitten und Gewohnheiten sind dem Volke belassen worden. Nur gegen die Witwenverbrennung hat die holländische Regierung ein Verbot erlassen. Früher waren die Witwen oft freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen gesprungen, nachdem sie durch eigenartige Mittel in eine Art Ekstase versetzt worden waren. Im übrigen läßt man den Balinesen ihre Hindugebräuche, zu denen auch die Leichenverbrennungen gehören, besonders auch das Zusammenverbrennen von Familienangehörigen. Grad darauf nämlich legt der Hinduglaube Wert, bringt darum allerlei Opfer.

Der hinduistische Balinese nimmt an, daß sich die Seele des Menschen erst in der Flamme vom Körper löst, und muß deshalb, solange die Leiche vorhanden ist, für sie sorgen wie für einen lebenden Menschen. Der Tote darf keine Klot leiden. Darum steht in jedem Gehöft ein eigener kleiner Tempel für diese später zu verbrennenden Leiden. Der Körper eines solchen Toten wird mit Tüchern leicht verhüllt, damit er verrotten kann. Alsdann wird er mit Kalz und duftenden Kräutern einbalsamiert, und so wird er von den Angehörigen täglich mit allem Verjort, was der Verstorbene nach ihrer Ansicht braucht.

Der Hindu kennt keine Trauer bei einem Todesfall, der doch das Natirlichste von der Welt ist, nichts weiter als eine Verwandlung. Er weiß, daß der Tod keine Trennung bedeutet. Stirbt ihm ein Kind, so glaubt er, daß es im nächsten Jahre wiederkommen werde.

So leben diese sorglos glücklichen Menschen ihr bescheidenes Leben, verbunden mit Gott und der Natur. Sie schmühen ihre Tempel und Hausaltäre mit reichen Skulpturen, opfern von ihrer Ernte auch für den benachbarten Tempelbezirk und erhalten so das Bestehende ohne Zwang und Steuer.

Nur eine Unsitte, die mich abstieß, fand ich in diesem Land: Überall sah ich Käfige mit Hühnern darin, die zu vielen Hunderten gehalten werden zum Ausstrag der abscheulichen Hahnenkämpfe. In kleinen Käfigen, die nur so groß sind, wie das arme Tier selber, stecken die Hähne ein bis zwei Jahre, um dann zum Ergötzen der Menschen aufeinander losgelassen zu werden. Früher wurde den Tieren auch noch ein scharfes Messer an die Füße gebunden, dessen Schneide vergiftet war. Das soll jetzt verboten sein, wie überhaupt der ganze Hahnenkampf. Aber man merkt nichts von einer Wirtung des Verbots. Überall stehen die Tiere bereit, und in jedem Dorf ärgerten mich aufs neue die vielen Hahnenkämpfe. Die Grausamkeit, die sich in der Freude an derartigen Schauspielen äußert, soll hier in allen Menschen schulmerren, und die blutigen Tierkämpfe sollen gewissermaßen als „Blitzableiter“ wirken. So sagte man mir. Ob man damit das Richtige traf, wage ich nicht zu entscheiden.

Doch zurück zu erfreulicheren Eindrücken dieser Fahrt! Die Balinesen sind Meister in der Herstellung von Bewässerungsanlagen. Jede kleine Schlucht, jede Höhe, jede weite Fläche ist da mit Wasser bereijet, und unabsehbar dehnen sich die Reisfelder. Hier wird die Erde zur Aufnahme der neuen Saat vorbereitet, daneben pfliezt schon das frische Grün, dort wogt das fruchtigere Feld, der Ernte harrend, und emrige Schmitter sind bereits an der Arbeit, den Reis einzubringen. Alles auf einer einzigen weiten Anlage. Zum Reis gesellen sich Kaffee, Kotosnüsse, Pomaloes, Ananas, Bananen, Mangostin und Salats, dazu Gemüse verschiedenster Art. Wundervolle Bergwässer schneiden überall tiefe Furchen ins Land, die sie segenspendende Fruchtbarkeit bringen. Diese munteren Bäche mögen freilich oft zu reißenden Strömen werden, wie man an den wilderzürstenden Ufern sieht, eine erklärende Begleiterzeichnung der säh Tropenregen, die hier mit ungeheurer Gewalt niedergehen. Wir erlebten auch auf Bali solch einen kleinen Vorkbruch, wie schon zuvor auf Java. So schnell, wie solch ein Guß kommt, endet er auch, ohne zu erschrecken. Es ist und bleibt feuchtheiß. Eine Abkühlung, wie bei uns nach einem Gewitter, kennt man hier nicht. Es ist, als wären die Wolken eine wassergesüllte Schüssel, die plötzlich umgeschüttet wird und ihren Inhalt in Minuten entleert. Dann geht es weiter in Hitze und Dunst.

Im Morgengrauen schon flogen verlangende Blicke hinüber nach der vor uns liegenden, von nidenden Palmen umgürteten Insel Bali. Wie gern wären wir aus der heißen Kabine hinüber entflohen; es ging aber nicht. Erst mußte die Behörde kommen und erlauben, daß wir losgelassen wurden.

Endlich durften wir in den sauberen Booten unseres Schiffes ans Land. Wir legten am Padang-Bay-Pier an. Wie immer standen unsere Wagen schon bereit in endlos langer Kette. Von der ganzen Insel hatte man sie heranholen müssen; denn nach Bali wollten alle, auch die nur irgendwie abkömmliche Mannschafft. Der einundfünfzigste Wagen war der unrige. Ein guter Wagen und ein geschickter Fahrer, der aber leider kein Wort Englisch verstand. Wir dagegen konnten weder Balinesisch noch Holländisch, hatten aber bald herausgefunden, daß Deutsch den ans Holländisch gewöhnten Ohren der Eingeborenen doch wenigstens etwas vertraut war. So ging es unter Zuhilfenahme der Zeichenprache ganz leidlich. Ob es immer richtig war, was bei dieser Art Verständigung herauskam, ist eine andere Frage.

Zuerst wurde in einer Tempelanlage die sogenannte Fledermaushöhle, die Goa Lawa, besucht. Tausende und aber Tausende von Fledermäusen kleben da im Inneren der Grotte. Einige unterbrachen ihren Tages Schlaf, den wir den am weitesten vorn hängenden Tieren durch unser Erscheinen störten. Eine solche Ansammlung von Fledermäusen gibt es bestimmt nicht noch einmal auf der Welt. Opfergefäße standen vor und in der Höhle. Man kann begreifen, daß diese Tiere den Eingeborenen heilig sind; denn sie sind Insektenfresser und befreien die feuchte Insel von den lästigen Mücken und allerlei ähnlichen Plagegeißeln. Der Zahl der Fledermäuse nach zu schließen, muß es auf der Insel reichlich Nahrung für die Tiere geben. Die Sage berichtet von dieser Höhle, daß von da ein unterirdischer Gang zum Vulkan führt, worin viele Schlangen hausen sollen. Wir haben das nicht unterucht, und ich kann nicht sagen, inwieweit diese Angaben stimmen.

Im Tempelhof waren Throne errichtet für Brahma, Wischnu und Schiwa, und man hatte

allen drei Göttern treulich geopfert. Wir aber hielten uns auch hier nicht lange auf. Es ging gleich weiter hinauf in die Berge, wo uns kühle, köstliche Luft empfing. Ich erzähle hier noch vom Rerta Gossa, dem Gerichtshaus der Insulaner, einer Art Tempel. Hohe Stufen führen hinauf zu einer großen offenen Halle mit dem Richtigem und den Stühlen für die Richter. Decke und Pfeiler der Halle tragen auf Goldgrund allerlei Kultbilder. Es sind phantastische, hochkünstlerische Darstellungen, nur leider für den Fremden und den Stühlen für die Richter. Decke und Pfeiler der Halle tragen auf Goldgrund allerlei Kultbilder. Es sind phantastische, hochkünstlerische Darstellungen, nur leider für den Fremden und den Stühlen für die Richter. Decke und Pfeiler der Halle tragen auf Goldgrund allerlei Kultbilder. Es sind phantastische, hochkünstlerische Darstellungen, nur leider für den Fremden und den Stühlen für die Richter.

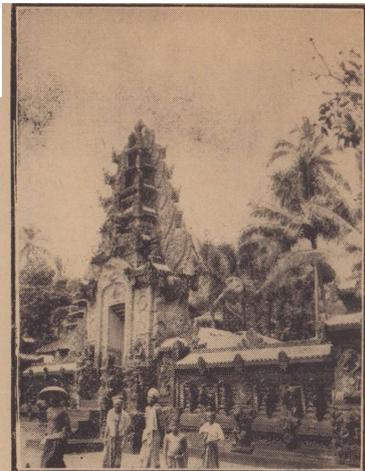
Dicht bei dem Gerichtshaus lag ein Eingeborenemarkt, wo man uns Erzeugnisse des Landes anbot. Wir erstanden ein Paar kunstvoll geschnitzte Kotosnüsse. Man bewunderte an der feinen Durchbrucharbeit die Geschicklichkeit und den Formeninn der Balinesen. Es gab da Schnitzereien, die man getrost als Kunstzeugnisse bezeichnen kann. Auch schöne Gold- und Silberarbeiten waren vertreten und wurden verkauft, weiter Flechtereien aus Gras und Stroh, und vor allem schöne Batik in Mustern und Farben, die einzig schön zu den schlanken Körpern der Eingeborenen und ihrer seidig glimmernden Haut passen. Wir Kinder des Westens würden in diesen Gewändern als Karrikaturen erscheinen. Uns haben die „Modeschöpfer“ von Paris uniformiert, und wir müssen vom bodenkündigen Schlag der Bauern erst langsam wieder lernen, unsere eigenen, schönen Volkstrachten zu werten.

Ueber Gianjar, wo der Sultan von Bali dem Namen nach noch herrscht und wo die zuvor erwähnten Verbrennungsfestlichkeiten stattfanden, fuhren wir nach Denpasar, einem lieblichen, holländisch überbauten Ort mit einem guten Gasthaus, dem Bali-Sotel, wundervoll gelegen, im luftigen Koloniestil eingerichtet. Auch hier tauchten wieder Eingeborene mit ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen auf, vor allen Dingen mit ihren Schnitzereien. Ich erstand einen auf einem Fabeltier reitenden Schiwa für einen verhältnismäßig geringen Preis. Ein liebes Erinnerungsgut an das schöne Bali.

Anschließend besichtigten wir einige Behausungen der Eingeborenen, die ihr kleines Reich durch hohe Mauern von der Straße abgrenzen. In jeder solchen Ummauerung steht außer dem Wohnhaus im Hof unter schattigen Bäumen ein Altar, den Göttern geweiht, und vor allen Dingen auch die offene, tempelartige Halle, die zur Aufnahme der Toten dient. Wir hatten Gelegenheit, diese mauerumringten Wohnstätten genau zu betrachten. Die Erwachsenen waren freundlich gegen uns und gestatteten uns, alles in Augenschein zu nehmen. Die Kinder dagegen scheuten jede Berührung und stoben entsetzt, ja schrien, wenn man sie zu berühren wagte.

In den mit Matten belegten Innenräumen der Häuser war außer den Schlafstätten, dem eisernen Feuergefäß und dem Wehstuhl nichts zu sehen. Alles war sauber gehalten, nirgends Schmutz und Unordnung wie bei den Hindu in Indien, auch feinerlei Bettelei. Dazu sind diese Menschen zu stolz. Aber mit Jubel wurde von jung und alt das russische Brot (von der Firma Rynast in Dresden) angenommen, das wir in einem Blechkasten mitgenommen hatten und verteilten.

Für zwei Uhr waren die Tänze angelegt. Sie sollten vor einem Tempel unter einem sagenumwobenen Waringenbaum stattfinden. Zeitig begaben wir uns dorthin, um einen guten Platz



Hindutempel auf der Insel Bali

zu bekommen. Man hatte von diesem Waringenbaum nicht zuviel behauptet, als man uns sagte, er sei einer der größten und schönsten Bäume der Erde und übertrage selbst die Riesen des Yosemiteales, die Sequoias der Sierra Nevada. Vielleicht gewinnt man eine Vorstellung von diesem Wunderbaum, wenn ich beschreibe, was alles in seinem Schatten Raum fand: Zuerst das Gamelang-Orchester, etwa 100 Musikanten und 60 Instrumente, moan die meisten so groß sind, daß zwei Männer sie tragen müssen. Ge spielt werden sie abwechselnd von zwei und auch drei Künstlern. Ferner ein weiter Tanzplan vor dem Orchester, für 34 Tänzer und Tänzerinnen berechnet. Dann in einem Abstand von 3 bis 5 Meter vom Tanzplatz die Stufenreihen für uns, schätzungsweise 300 bis 350 Zuschauer. Dahinter braune Jaungäste, wieweil, vermag ich auch nicht annähernd zu sagen. Und endlich noch ein Teil unserer Autos. Das alles beschattete der eine Baum mit seinen dichtbelaubten Riesenästen und einem Gewirr von Luftwurzeln.

Lange mußten wir warten, bis alle Teilnehmer sich in diesem schönsten aller Naturtempel versammelt hatten, und erst die Töne des Gamelang-Orchesters schloßen die dicke Mauer der Zuschauer.

Manches Geheimnis mag diese balinesischen Tänze heute noch umwittern. Uns erscheinen sie wie ein Wunder. Die Tempeltänze, die feierliche Kulthandlungen darstellen, dürfen ja nur von reinen, unberührten Mädchen, die man eigens dazu erzieht, aufgeführt werden. Diese Tänzerinnen sind geschlossene Menschenknospen, wundervoll in ihrer Keuschheit und Unschuld. Doch nur bis zu der Grenze, die Kindheit und reife Jugend trennt, dürfen sie dem Kult dienen. Bagt es ein heimlich berührtes Mädchen doch noch einmal, an einem Kultanz teilzunehmen, so findet man es am anderen Morgen erdolcht. Keine Regierung vermag etwas dagegen zu tun.

Fast ohne Teilnahme, wie benommen vom Erlebnis dieses Tanzes, besichtigten wir noch das Museum. Hinduistische Bildwerke in Stein und Holz, aus alter und neuer Zeit, alle im gleichen, herkömmlichen Stil, waren da zur Schau gestellt. Das Gamelang-Orchester hatte man hier wieder in einem besonderen Raum untergebracht. Die gleichen Schmuckarbeiten wie in den Tempeln und bei den Götterbildern schmückten den Aufbewahrungsort der kostbaren Instrumente, von denen ich einen füllen, fast wuchtigen Abschied nahm. Es war zugleich ein Abschied von Bali und von der Tropenwelt mit ihrer fast überirdischen Schönheit. Ein Abschied vom Paradies der Erde.

* Veragl. Nr. 48, 55, 60, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149 und 153.

Don Alara May

XIV.*

Die Karwoche haben wir fast nur auf hoher See zugebracht, auf der Fahrt von Bali nach den Philippinen. Ursprünglich — als ich den Plan zu dieser Weltreise in mir ausreifen ließ — hatte ich gehofft, unser Schiff würde auch der Insel Celebes einen Besuch abstatten. Ich hatte mich auf Matassar gelpist, wo ich gern einem alten Karl-May-Freund die Hand gedrückt hätte, dem Dipl.-Ingenieur Th. Balttrusch, einem Deutschen von Geburt, der als Chef-Ingenieur von Celebes en Onderhoorigheden in holländischen Diensten steht. Diese Hoffnung ist zu Wasser geworden, und ich erzähle davon hier lebendig, um zu zeigen, wie weit in aller Welt die Verehrer Karl Mays verstreut sind.

Im Karl-May-Jahrbuch 1926 hat Th. Balttrusch einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Wie denkt man in Indien über Karl May?“. Die kurze Plauderei, die betont, daß der Verfasser schon als Schulfunge in Stuttgart für Karl May schwärmte und auch noch als reifer Mann im Ausland gern zu den fesselnden Reiseerzählungen im grünen Einband greift, befindet sich gleich in der Einleitung, daß Karl May schon seit dem Jahre 1910 etwa in Niederländisch-Indien eine treue Leserschaft besitzt. Dann wird das Werk meines verstorbenen Mannes von dem Kenner der Fremde einer sachlichen Kritik unterzogen, und das Ergebnis ist ein ehrliches, wohl begründetes Lob. Ich meine, ein solches Urteil wiegt schwer und verdient es, an dieser Stelle den Lesern meiner Reisebriefe unterbreitet zu werden. Auch sie sind ja bestimmt Karl-May-Freunde, die sich in meine Berichte vertiefen, eben weil ich die Witwe Karl Mays bin.

Am Karfreitag landete unser Schiff in Manila auf den Philippinen. Die Einfahrt war reizvoll und schön. Schnell ging das Anlegen vor sich. Man hatte uns genügend darauf vorbereitet, daß wir hier im „schönsten und größ-

ten“ Hafen der Welt am Pier Nr. 7 festmachen würden. Alles, was amerikanisch ist, muß ja das „Größte, Schönste, Feuerste“ sein. Hier hatte man allerdings nicht übertrieben. Die Pieranlagen dürfen diese Bezeichnungen wohl mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Mit eisernen Landungsstegen, die durch Maschinellen bewegt werden, ging das Anlegen in kürzester Zeit vor sich. Wir wurden von 40 farbigen Musikern mit den schmetternden Klängen der amerikanischen Nationalhymne begrüßt, und unsere Bordkapelle gab sich alle Mühe, so laut wie möglich zu antworten. Alle Passagiere der „Resolute“ fanden schon sprunghaft, um sofort an Land und auf den Futhandel zu gehen. Wir waren natürlich auch dabei. Männlein und Weiblein zogen aus und verloren sich in der weitläufigen Stadt, die einen durchaus modernen Eindruck macht, uns aber nichts Besonderes bot.

Der ältere Teil der Stadt, mit einer Einwohnerzahl von 280 000 Seelen, ist die von den Spaniern gegründete Ciudad murada, die heute mit ihren genau rechteckig sich schneidenden Straßen, ihren palmengeschmückten Plätzen und ihren weißen Bauten ein Bild vornehmer Ruhe gewährt. Nördlich davon ist der neue amerikanische Stadtteil entstanden, mit bunt belebten Gassen mit Fabriken, Börsen und Banken, mit Schiffsagenturen und Handelskontoren, mit einer Universität und einem zweifelhafte Chinesenviertel. Weiße Vororte mit Gartengrün bestimmen das Gepräge der Stadt, die oft von sehr heftigen Erdbeben und Herbstwirbelstürmen heimgesucht wird.

Mich fesselte nur der Stadtteil mit den alten Eingeborenenhäusern, die genau so gebaut waren wie die Häuser der Farbigen, die wir bisher auf den Inseln sahen: Bambuspfiler mit Palmblätterwänden und einem Reistrohdach. Eine Fabrik konnten wir des Feiertags wegen nicht besuchen, wohl aber am Morgen eines spanische Kirche. Sie barg nichts Erhabenes und Schönes. Gering war der Besuch. Einige braune Frauen in ihren originellen Trachten erweckten unsere Aufmerksamkeit, wir aber auch

die ihre. Sie hatten offenbar mehr Neigung, uns — die Fremden — anzusehen als ihr Gebetsbuch.

Spaßhaft gestaltete sich die Heimkehr zum Schiff. Wie uniformiert landeten die Fahrtteilnehmer auf dem Dampfer, alle mit neuen Manilahüten ausgerüstet. Einer kritisierte dabei den anderen; wenige mögen bei dieser Futparade gefehlt haben. Ja, manche kauften so viel ein, daß wohl noch ihre Entel und Urentel mit Manilahüten versehen sein werden.

Der Tag nach der Abfahrt, der Ostersonnabend, stand noch einmal im Zeichen Manilas bei den Damen, die sich in den Besitz von gefärbten Manilakleidchen gebracht hatten. Ein wenig schon betratene sie das Promenadendeck mit der soeben errungenen Neuheit, die sicher ebenso schnell verschwinden wird, wie sie auftauchte.

Das Schönste aber — wieder nicht in Gänsefüßchen zu legen — war in Manila der Sonnenuntergang. Wir sahen in den Tropen viel herrliche Naturschauspiele, etwas so Gewaltiges aber wie diesen Sonnenuntergang nicht. Wie mit glühendrotem Feuer war der ganze, weite Himmel überzogen. Das war ein Strahlen ohne Ende, und nur langsam zog die Nacht das brandrote Leuchten auf.

Nun schweiften die Gedanken schon voraus nach China, dem rätselhaften Reich der Mitte. Darf ich verraten, daß in einem verborgenen Winkel meiner Seele ein Etwas sich regt und mir einreden will, mir persönlich sei ja dieses Land längst nicht mehr ganz fremd? Es ist die Stimme der Erinnerung an Karl May, die da spricht. Er hat zwar den Boden Chinas nie betreten, aber er läßt eine seiner Jugenderzählungen, den heikleren, abenteuerlichen „Blauroten Methusalem“ dort spielen. „Eine lustige Studentenfahrt nach China“ nannte er den Band. Ich meine, und andere meinen es auch, die Erzählung ist mehr. Studienrat Fritz Prüfer bezeichnet sie in einer sachwissenschaftlichen Plauderei im Karl-May-Jahrbuch 1918 als eine „Einführung in die kulturgeographischen Verhältnisse Chinas“. Ich werde an Ort und Stelle

nach einiges mehr darüber zu sagen haben. Hier will ich nur das Vorpiel anklingen lassen. Kommendes Erleben wirft in mir seine Schatten voraus. Ich höre den Lehändler De-Kin-Li im ersten Kapitel des „Blauroten Methusalem“ rufen, als wären die Worte an mich gerichtet: „Sie selbst wollen nach Tschung-tuo, dem Reich der Mitte, nach Tschung-hoa, der Blume der Mitte, nach Tien-tschao, das himmlische Reich, sehen! Sie gehen nach Ki-tien-tsch, dem Haus der himmlischen Tugenden, nach Schan-hoangti, dem Berg des erhabenen Herrschers! Wie ist das gekommen?“ Ich lächle und bleibe dem begeisterten Chinesen die Antwort schuldig. Aber ich freue mich darauf, seine Heimat kennenzulernen.

Wir hoffen nun auf Minderung der Hitze. Sie wird kommen, sagt man uns. Ob wir aber die kete Glut der Tropensonne nicht zurückwünschen werden, bleibt die Frage, denn mit der Hitze schwindet auch die wundervoll ruhige See, die wir bisher ständig hatten. Spiegelglatt war immer das Wasser. Nun kommen wir in das Reich der Taifune, von denen uns fürchtbare Dinge berichtet wurden. Auch unser Schiff hat bei früheren Fahrten schon solche Stürme durchgemacht; sie sollen jeder Beschreibung spotten. Kein Stuhl, kein Tisch blieb ganz, die eisernen Geländer hingen wie Bindfäden herum, und über die Treppen rauschte das Wasser. Schöne Ausflüchte!

Schon in der Nacht setzte ein unheimliches Rollen des Schiffes ein. Die Luft war schwer und drückend, der Schlaf unruhig, quälend. Heute erführen wir die Ursache. Ein Taifun wütete in Hongkong, 800 Menschen sollen ihm zum Opfer gefallen sein, wie das Radio meldet. Morgen sind wir dort. Ob unser Schiff wohl vorher erst im Meer wird kreuzen müssen, wie früher schon des öfteren? Die nächsten Stunden werden uns die Antwort auf diese Frage bringen. Wenn meine Feilen die Heimat erreichen, ist die Gefahr hoffentlich längst glücklich überstanden. Einftweilen können wir nur hoffen, daß ein gnädiges Geschick uns behütet wie bisher.

* Vergl. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153 und 160.

Von Klara May

XV.*

Wir hatten eine unruhige Fahrt, eine Fern-
 wirtung des Taifuns, der zwei Tage zuvor hier
 wütete. Ich schrieb darüber am Ende meines
 vorübergehenden Reisebriefes. Nun sind wir dank-
 bar und froh, daß wir heute wohlbehalten hier
 landen durften. Freilich sahen wir nichts von
 der berühmten Hafeneinfahrt und der Umge-
 bung Hongfongs. Regen und dichter Nebel
 hüllten alles ein. Die vorgelegene Rundfahrt
 um den Hafen und hinauf zum Victoria-
 Peak (551 Meter) mußte im geschlossenen Wa-
 gen unternommen werden. Ungefähr 70 Autos
 standen dazu bereit, und in dem entzündenden
 Repulse-Bay-Sotel waren die Vorbereitungen
 zum Empfang der Gäste schon getroffen. Ebenso
 konnte das Mittagessen im Hongkong-Hotel nicht
 abgefragt werden. Also hinein in die Wagen und
 hinauf auf die Berge!

Der Weg zum Victoria-Peak war eingetaucht
 von blühendem Rhododendron und farbenprächtig-
 en Azaleen. Im satten Grün der Palmen
 endlich einmal eine Blütenpracht. Leider war
 alles nur durch die beregneten Scheiben des
 Wagens sichtbar. Hin und wieder teilten sich die
 Wolken und gestatteten einen Blick in die Tiefe,
 der ahnen ließ, wie schön es hier sein muß. Der
 Nachmittag wurde mit Besichtigungen und Ein-
 schlüpfen hingebracht. Lediglich an Feiertagen
 ist hier nur beschränkt üblich. Der Geschäfts-
 inhaber kann schlafen oder offenhalten, ganz
 nach Belieben. Der Witterungsunterschied
 gegenüber den Tagen von Java und Bali war
 gewaltig. Wir holten unsere Winterhüllen wie-
 der hervor. Die langersehnte Abkühlung war
 da, und zwar gleich spürbarer als erwünscht.

Der Abend vereinte den größten Teil der
 Fahrgäste wieder an Bord unserer „Revolute“.
 Froh überrascht waren wir, als wir nach dem
 Abendessen an Deck kamen und bemerkten, daß
 sich die Berge ringsum frei von Nebel zeigten
 und eine reizvolle Illumination die Fänge hin-
 auf sichtbar wurde. Man konnte hoffen, den
 schönen Hafen am nächsten Tag ohne Nebel und
 Regen zu sehen.

Am nächsten Tage war immer noch bedeckter
 Himmel, aber kein Regen mehr. Schnell ent-
 schlossen fuhrn wir zur Stadt und unternah-
 men noch einmal die Rundfahrt vom ersten
 Tage.

Vom Queens-Pier Hongkong ging es wieder
 nach dem Victoria-Peak, wo früher ein Platz
 zu lesen war: „Für Chinesen und Hunde ver-
 boten!“ Jetzt ist es entfernt. Der Peak trägt
 wundervolle Anlagen. Mit unendlicher Mühe
 haben die Engländer diese fahlen Felsen in ein
 Paradies verwandelt, indem sie das abge-
 schwemmte Land in Körben die Felsen hinauf-
 tragen ließen und so Schritt für Schritt frucht-
 baren Boden schufen. Weite Gärten mit herr-
 lichen Gemüsepflanzen liegen da in bewal-
 deten Schluchten. Ausgezeichnete Wege ziehen
 sich bis zu den Bergspitzen hinauf. Am Fuße
 dieser Berghänge liegen Wohnhäuser und In-
 dustrieanlagen. Weiter hinauf sind laufige
 Villen in gepflegte Gärten eingebettet. Alles
 verrät hier Ordnung und Wohlstand. Ueber
 Magazine Gap führt der Weg zum „Happy
 Valley“, das seinen Namen mit Recht trägt,
 denn es ist wirklich ein „glückliches Tal“, ein
 Fleckchen Erde, wie man es ähnlich schön wohl
 nur in Monte Carlo finden kann. Die Felsen-
 buchten erinnern an Norwegen; nur ist die
 Vegetation hier viel romantischer, südlischer
 und dabei ganz chinesisch. Kiefern mischen sich
 mit Palmen und baumhohen Rhododendronen,
 zwischen deren hellem Rosa wieder tiefrote Dis-
 susblüten, farbige Azaleen und goldgelbe Früh-
 lingsblätter, die neuen Triebe tropischer
 Bäume, leuchten. In all dieser Pracht liegt auf
 mittlerer Bergeshöhe ein Staubebden aus rotem
 Gestein, worin sich das Regenwasser sammelt.
 Es dient zur Verjüngung der Stadt, da es in
 diesem Felsengebiet kein Grundwasser gibt. Alle
 diese Anlagen haben die Engländer geschaffen
 und damit Tausenden eine Lebensmöglichkeit
 auf den einst trostlosen, öden Felseninseln ge-
 geben.

Hongkong heißt auf Deutsch „Duftende Ge-
 wässer“. Das ist ein echt chinesischer Name. Die
 Stadt Hongkong macht aber einen durchaus
 modernen europäischen Eindruck. Mit ihren reiz-
 vollen Bergstraßen erinnert sie an Neapel. Das
 Wasser ringsum ist von vielen großen und klei-
 nen Schiffen besetzt. Der Hafen gilt als der
 schönste der Welt, und wir sahen in der Tat nie
 einen schöneren.

Von dem vielen Militär, das hier liegen soll,
 merkt man nichts, auch nicht in den indischen Kolonien.
 Dazu hat sich England aus den indischen Kolonien
 die schönsten Söldner geholt, bürge Männer
 mit malerischen Turbanen, die die kleinen,
 beschneiten Chinesen in Acht halten, sich aber
 gut mit ihnen zu verstehen scheinen. Hier in
 Hongkong ist es leicht, sich allein durchzufinden.
 Denn alles spricht englisch, auch die Chinesen.
 Eine Ausnahme bilden freilich die auf dem
 Wasser in ihren Hausbooten lebenden Chinesen.
 Diese Menschen werden auf dem Wasser ge-
 borenen und leben da bis zu ihrem Tod. Und
 wie sie leben! Man muß dieses arbeitsame Volk

auf den elenden Dschunten und Sampans ge-
 sehen haben, um sich ein Bild von einem solchen
 Dasein zu machen. Kein Wunder, daß da
 Schmuggel und allerlei Verbrechen im Schwung
 sind. Die vielen verstreuten Inseln und Felsen-
 ründe sind wie geschaffen für ein Räuberleben.
 Zu Tausenden ragen sie hier aus der „chinesi-
 schen See“ und schaffen ein unendlich reizvolles,
 ewig wechselndes Bild. Weniger angenehm sind
 freilich die Menschen, die in diesen Gewässern
 leben. Von Moral und Religion ist bei ihnen
 keine Rede, und eine weite Kluft trennt sie von
 den Bewohnern des Festlands.

Zehntausende alte Anschauungen und philo-
 sophische Lehren, die sich von Lao-Tse (um 600
 v. Chr.) und von Konfuzius (551 bis 478
 v. Chr.) herleiten, bilden den Kern der chine-
 sischen Religion. Lao-Tse hat in seinem Tao-
 te-King, dem Buch vom Wirken des Tao (Weis-
 geleh), dieses Tao als das Maß aller Dinge

harrungskraft, durch ausgeprägten Familien-
 sinn, geringe Wertung der Einzelpersönlichkeit
 und durch das Streben nach sozialer Harmonie.
 Wobei die Bindung an die staatliche Gemein-
 schaft gering ist im Vergleich zu der Bindung an
 die Familie. Dem Chinesen geht die Familie
 über den Staat. Das Familienleben kommt bei
 ihm vor dem Staatsleben. Dem Chinesenkind
 wird vor allem Achtung vor den Eltern und un-
 bedingter Gehorsam gegen sie anergehen. Den
 toten Vorfahren aber ist ein strenger Ahnenkult
 gewidmet. Bei den Chinesen ist kein Fest, über-
 haupt kein irgendwie bedeutsamer Vorgang
 innerhalb der Familie denkbar, ohne daß man
 sich dabei in feierlicher Handlung der Ahnen er-
 innert. Und dieser Kult hat in China allen
 Wandel der Religionsformen, allen Wandel in
 Sitten und Gebräuchen überdauert.
 So ist es erklärlich, daß hierzulande der Tod
 eines Familienoberhauptes als höchwertiges

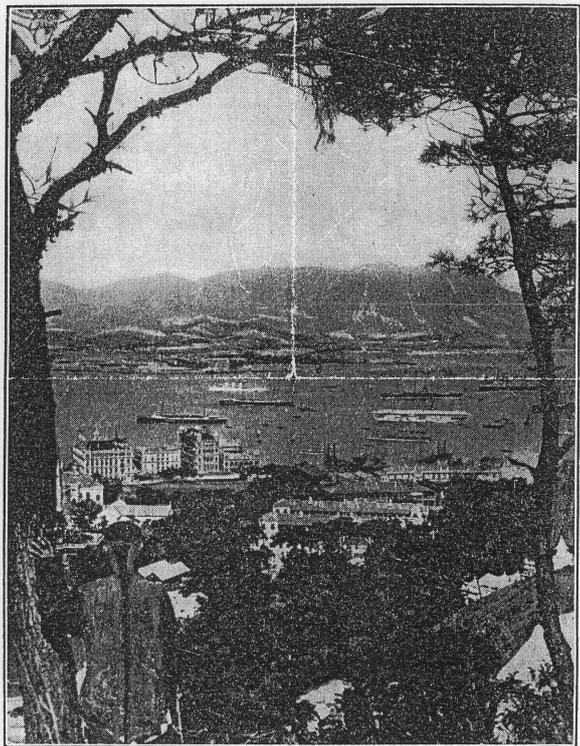
Frau zu nehmen, da der Chineser damit seinen
 Reichtum bekundet. Reichtum wird überhaupt
 gern gezeigt. Er tritt u. a. auch im Schmerzbuch
 des Mannes in Erscheinung. So beehrte mich
 ein Chinese, den ich fragte, warum Buddha oft
 mit einem so dicken Bauch dargestellt werde.
 „Dünner Mann, armer Mann!“ war die Ant-
 wort.

Reizend aber und entschieden nachahmenswert
 fand ich die Sitte der Chinesen, am Tag vor
 Neujahr alle Schulden zu begleichen und den
 Säumigen solange zu mahnen, bis er seinen
 Verpflichtungen nachgekommen ist. Man
 schmückt sich mit neuen Kleibern zum neuen
 Jahr, feiert es durch Geschenke, gibt den Ange-
 liebten doppeltes Gehalt und beglückwünscht
 alle Freunde und Bekannte. Dieser wichtige
 Tag fällt jetzt auf unsern 1. Januar, denn in
 China ist seit 1929 der Gregorianische Kalender
 eingeführt worden, und zwar zwangsweise. Bis
 dahin galt in China das Mondjahr, das auch
 13 Monate haben konnte.

Recht verschieden von unsern Anschauungen
 sind bei den Chinesen die Begriffe von Ehre.
 Hier heißt es „sein Gesicht wahren“. Alles,
 was man tut, muß anständig aussehen nach
 außen hin. Ein sehr bedauerlicher Begriff. Zum
 Beispiel möchte jemand etwas durch Betrüben
 erreichen. Es soll aber nicht offenbar werden,
 daß dabei eine gewisse Summe aus der einen
 Hand in die andere fließt. Zu diesem Zweck be-
 nötigt man das laubesüchtige Spiel Wa-
 ngan, verliert mit Absicht die Summe, die zur
 Befriedigung nötig erscheint. So hat man „sein
 Gesicht gewahrt“. Ueberhaupt: Spiel, Opium
 und Kokain sind in China ein Kapital für sich,
 dazu die Teekäuferei und der Mädchenhandel.
 Die Nanjing-Regierung hat jetzt kurzerhand
 vielen Städten die Konzession für die Teekäuferei
 entzogen und die Betriebe geschlossen. Ob da-
 mit etwas gebessert ist, bleibt eine andere
 Frage. Die heimtückischen Laster wüten nun erst
 recht im Volk.

Die Ueberbevölkerung in China ist groß. Nie-
 mand fragt nach dem vielen Elend, und ein
 Menschenleben hat keinen Wert. Jeder vierte
 Mensch auf der Welt ist ja ein Chinese. „Wai
 härt Kufen“, die „Schöpfungzeit“ sollte wiederkom-
 men, da man in Japan und auf den Inseln im
 Südpazifik die Geburtenzahl beschränkte.
 Jedenfalls sind diese Abarten für die weiße Rasse
 eine Gefahr. Mit welcher Schnelligkeit haben
 sie sich alle unsere technischen Apparate zunutze
 gemacht! Als die Portugiesen die ersten Koloni-
 en schufen, standen die Türken vor Wien. Da-
 mals litterte Europa vor ihnen. Heute macht
 das chinesische Kaiserreich Front gegen die Aus-
 beutungsverluder der weißen Herren. Und das
 will ernst genommen sein. Das Verhältnis zwi-
 schen Weiß und Farbig hat sich sehr verändert,
 seit Farbige einmal deutsche Männer in Ketten
 haben und Russen als Kulis unter Kulis ar-
 beiten mußten, um ihr Leben zu fristen. Solche
 Bilder zeitigte der Weltkrieg. Fast ist es heute
 für uns Deutsche ein Vorteil zu nennen, daß
 wir in China keinen Kolonialkrieg haben; denn
 einzig wir sind es, die Waren nach hier liefern
 können. Alle andern sind in Acht und Bann.
 In China, wie auch in Indien, begegnete man
 uns mit besonderer Freundlichkeit, sobald man
 uns als Deutsche erkannte hatte. Mit leuchten-
 den Augen sprach man von Hitler und fragte
 uns, ob er denn wirklich so sei, wie man ihn ge-
 schildert bekäme.

Ich muß, wenn ich das China von heute
 schildere, daran denken, daß es fast keinen
 könnte, als habe Karl May in seiner Jugend-
 erzählung „Der blaurote Methusalem“, die im
 Jahre 1889 entstand, dieses Land und seine Be-
 wohner verzeichnet. Es hat dort alles ein mehr
 heiteres, freundliches Gesicht. Dazu ist jedoch zu
 sagen, daß das Heitere dem Weisen jener Er-
 zählung entspricht, die „eine lustige Studenten-
 fahrt“ sein will. Im übrigen aber gibt gerade
 dieser May-Band ein ausgezeichnetes Bild von
 China und den Chinesen, ihren Vorzügen und
 Schwächen, von ihrem ausgeprägten Familien-
 sinn und ihrer Ahnenverehrung, von ihrem Ver-
 halten im Altergebräuch, von der feinen
 Bildung ihrer oberen Schichten — was ja auch
 im Band 30 „Friede auf Erden“ klar zum Aus-
 druck kommt — wie von dem unheimlichen
 Treiben der chinesischen Fluspiraten und dem
 Elend und dem Verbrechertum der Sampan-
 Bewohner. Und schließlich ist zu bedenken, daß
 unsere alte Erde jetzt allüberall in gewaltiger
 Umwandlung begriffen zu sein scheint. Allent-
 halben zerbrechen alte Formen, bilden sich neue.
 Davon ist auch China nicht ausgenommen. Es
 ist nicht mehr das China von 1889, so sehr es
 andererseits doch immer noch das Land ist,
 dessen Kultur in den Zeiten der Schan-
 Dynastie, von 1122 bis 249 v. Chr., geschaffen
 wurde. Von all diesen Dingen wird in meinen
 nächsten Reiseberichten noch einiges mehr zu
 sagen sein.



Blick auf Hongkong

dargestellt. „Sich einordnen, dienen, jeder an
 der ihm vom Himmel zugewiesenen Stelle, um die
 große Harmonie des Weltalls zu fördern“,
 das ist der Grundgedanke des chinesischen
 Lebensauffassung nach Lao-Tse. Dazu kam dann
 die Ethik des Konfuzius. Dieser Mann war ein
 Apostel höherer Sittlichkeit. Die Legende be-
 richtet, daß seiner Mutter ein Geist erschien, der
 ihr verkündete: „Du wirst einen Sohn erhalten,
 der weiser ist, als alle Menschen. Er wird ein
 König sein, doch ohne Thron.“ Und diese Weis-
 sagung erfüllte sich in Konfuzius. Seine Predigt
 galt der Selbstbeherrschung als erster Mannes-
 tugend. Weiter lehrte er: Der Mensch soll sich
 selbst erkennen und die Welt und sich zur größt-
 möglichen Vollkommenheit entwickeln. Dazu
 forderte Konfuzius eine ausgleichende, ver-
 nunftgemäße Gliederung des sozialen und staat-
 lichen Lebens, damit sich im Dasein des Men-
 schen die Harmonie „des Himmels spiegele“.
 Hier fließt seine Lehre mit der des Lao-Tse zu-
 sammen. Und auf beiden ruht wiederum
 Buddha. Im Laufe der Zeit verschmolz man
 diese drei schließlich zu einer Dreieinheit. Ein
 buntes Gerank von Legenden und Mythen ver-
 schleierte mehr und mehr das klare Bild jedes
 einzelnen von ihnen, und so begegnet uns heute
 in der Religion der Chinesen eine solche Fülle
 von Gottheiten und Dämonen, von Glauben
 und Aberglauben, daß wir Fernstehenden uns
 darin nicht zurechtfinden. Ein dichter Schleier
 hüllt da alles ein.

Somit jedoch ist deutlich zu erkennen: das
 Volk der Chinesen, das mehr eine Kultur-
 gemeinschaft als eine einheitliche Rasse
 darstellt, kennzeichnet sich durch eine starke Be-

treiznis gilt. Der Vater trifft schon bei Leb-
 zeiten alle Vorbereitungen für diesen Fall, be-
 stätigt seine Auserkennung und ordnet seinen Nach-
 folger. Auf das Gemüthsgefälle erfüllt dann der
 Sohn die Pflichten gegen den Vater, und die
 Familie gibt schließlich ein Buch heraus, worin
 die Vorzüge des Verstorbenen ins hellste Licht
 gerückt und allen Ueberlebenden als Vorbild
 hingestellt werden.

Mittlerweile erst nach Monaten wird die Leiche
 bestattet, nachdem Priester durch Horoskop den
 geeignetsten Tag ermittelt haben. Bei Ver-
 mögendenden wird dann ein großer Pomp ent-
 faltet. Fahnenträger eröffnen den Leichenzug,
 worin eine oder gar mehrere Musikapellen mar-
 schieren. Sie spielen Trauermärsche. Früher
 sollen es Volkslieder gewesen sein, auch lustige.
 Der Zug geht durch die ganze Stadt. Hinter
 dem Sarg, der reich mit Blumen geschmückt ist,
 schreiet der nächste Angehörige des Toten in
 einem weichen Jelt, das ihn ganz verbirgt. Alle
 Trauernden tragen große weiße Hülsen, die auch
 den Kopf bedecken. Quert kommen die Männer,
 dann die Frauen, die bemüht sind, möglichst laut
 zu klagen.

Der Leichnam wird, je nach den Vermögens-
 verhältnissen der Familie, von 20 bis 60 Mann
 getragen. Neuerdings tritt an Stelle der Trä-
 ger auch das Auto. Was ja überhaupt das Frä-
 gende europäischer Lebensformen in China
 allenthalben spürbar ist. So kann man in Hong-
 kong mitunter auch schon eine Trauung in Franz-
 zösischer und Brautpaar sehen. Allerdings
 nur bei Chinesen, die Christen geworden sind.
 Was sie aber, wie man uns sagte, durchaus nicht
 hindern soll, auch noch eine zweite, rechtmäßige

* Vgl. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 148, 158, 160 und 167.

Nachdruck verboten.

XVI.

Das größte aller Bücher, von Gottes eigener Hand geschrieben, betitelt „Welt“, liegt vor mir. Die Ueberschrift des Kapitels, worin ich zur Zeit lese, heißt „China“. Erschüttert, mit Ehrfurcht und mit Grauen blüht die Seele in diese Buchseiten. So dicht ist der Grund gefüllt mit Gestalten, die sich aneinanderdrängen, daß von dem, worauf sie stehen, fast nichts mehr übrig bleibt. Der Untergrund, die Erde, verschwindet; es bleiben nur noch Menschen, Chinesen, nichts als Chinesen! Eine ständig bewegte Masse, die atmet, arbeitet, hofft, bangt, duldet wie wir, und doch so ganz anders, uns Kindern des Westens fremd und seltsam ist. Selbst und oft schredenerregend wie das Symbol dieses Landes, der chinesische Drache. Haarbret kreist man hier an furchtbarem Glend vorüber, um wenige mühsam errungene Schritte weiter auf ähnlichen Sammer zu stoßen, auf Menschen, die hilflos daliegen, müßige Beinlumpen an einem schwachen, zuckenden Oberkörper, unförmig, mit Elephanthiasis behaftet, mit Schwären bedekt, Ausläufer mitten im Gedränge. Furchtbar und Grauen einflößend ist dieser Anblick wie die Schreckgestalten in einem Buddha-Tempel. So empfand ich China in Shanghai.

In Hongkong, am Eingang dieses Riesenreiches, von dem wir keine richtige Vorstellung haben, steht man noch nicht mit offenen Augen im Land. Hier hatte ich noch einen heiteren Eindruck von China. Hongkong mit seinem herrlichen Hafen, der zwar auch schon stark von chinesischen Dschunken belebt war, machte auf uns Europäer immer noch einen vertrauten Eindruck. Nur hinter den Befestigung und Siedlungen der Europäer spürte man das Chinesische, die armseligen Hütten, die Mistkästern, die Ueberfülle der gelben Menschen. In Hongkong fühlte man das alles aber noch nicht atemberaubend wie hier in Shanghai. Hier wittert man den Vulkan. Heiß ist der Boden, heinagtig sind die aufsteigenden Dünste. Man ahnt eine Spannung, die noch von einem gewaltigen Eisenring gefesselt erscheint. Und diesen ersten Eindruck verneht noch der Kriegsausbruch von 1932, ein Riesenkrummfeld, worin der Palast des großen, ebenso wie die Hütte des kleinen Mannes zerfört liegt bis auf den Grund.

Dreizehn Meilen trennten uns noch von Shanghai, dem Haupthandelsplatz eines Gebietes von etwa 275 Kilometer im Umkreis, das von mehr als 40 Millionen Menschen bewohnt ist. Noch 1842 war Shanghai ein armes Chinesendorf ohne jede Bedeutung für den Weltverkehr, ein Unterplatz für Dschunken. Und heute...? Heute breitet sich hier eine Stadt von nahezu vier Millionen Einwohnern aus.

Als erste Ausländer gründeten die Engländer eine eigene Niederlassung auf den niedrigen Ufern des Wangpoo. Ihnen folgten die Amerikaner und dann die Franzosen. Im Jahre 1863 wurden die englische und die amerikanische Niederlassung miteinander verschmolzen. Sie sind seitdem als die Internationale Konzeption bekannt. Diese Konzeption und die französische Niederlassung unterstehen nicht der chinesischen Oberhoheit. Sie sind aber andererseits auch nicht als Besitzungen fremder Mächte anzupreisen, denn sie verwalten sich selbst. Die Verwaltung besteht aus 14 Mitgliedern, und zwar sechs Engländern, fünf Chinesen, zwei Japanern und einem Amerikaner. Gewählt wird sie von den Steuerzahlern.

Der Wangpoo, an dessen Ufern Shanghai liegt, fließt kurz unterhalb der Stadt in den Yangtze. Die Stadt selber bietet meist ersten Anblick nichts typisch Chinesisches. Schönsteine werden sichtbar, dann tauchen Beritten auf, Warenhäuser, Baumwollfabriken, Destillations, Docks und Eisenbahnanlagen. Der Stadtteil, den die zu Wasser ankommenden Reisenden zuerst betreten, macht einen europäischen Eindruck. Breite Straßen, unter denen vor allen „Der Bund“ zu nennen ist, werden von hohen Steinhäusern umäumt. Hier haben die ausländischen Handelsgebäude und die großen Hotels sich angeordnet.

Um 1/8 Uhr stand der Tender „Alexandra“ bereit, uns im offenen Meer zu übernehmen und in zweistündiger Fahrt nach Shanghai zu bringen. Es blieb wohl kaum einer auf unserer „Revolte“ zurück. Das große Schiff war gewungen, weit entfernt vom Hafen zu ankern, weil hier die Schiffsverkehrsverhältnisse sehr schwierig sind. Der Wasserstandsunterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt bis zu fünf Meter, je nach der Mondstärke.

Mit gespannten Erwartungen fuhren wir bei schönem Wetter dem Kommen froh entgegen. Nebel und Regen waren verschwunden; wir durften auf einen heiteren Tag hoffen, und dieser Wunsch erfüllte sich auch. Es war ein sonniger, wenn auch noch kühler Frühlingmorgen. Forsythien, Magnolien und andere Frühlingsblumen blühten allenthalben, ganz wie daheim. Nur nicht so rein und schön wie in der Heimat kam mir dieser Frühling vor, denn von gepflegten Gärten und Feldern ist auf dieser überwältigten Erde nicht viel zu sehen. Der Hafen, den wir in langer Fahrt entlangdampften, war voll von Schiffen aller Art. Das erste große Fahrzeug, das unsere besondere Aufmerksamkeit erregte, war das amerikanische Kriegs-

schiff „Augusta“. Weiter folgten unter Handelsbooten und ungezählten Dschunken die Kriegsschiffe anderer Nationen. Flaches, baum- und kraushohles Land zog sich am Ufer hin.

Das erste Ziel lag weit hinter den modernen Niederlassungen der Fremden. Der Besuch galt dem alten, rein chinesischen Ort Lungwa. Hier lag die erste chinesische Pagode, die wir auf der Reise besichtigen durften. Wie immer erregte das Neue die größte Aufmerksamkeit.

Die Lungwa-Pagode wird von den Chinesen sehr verehrt. Sie ist eine der ältesten, wenn nicht überhaupt die älteste im Land. Die Geschichte dieses Heiligums reicht weit zurück. Der ursprüngliche Bau wurde 257 n. Chr. errichtet, 400 n. Chr. erneuert und brannte 800 n. Chr. ab. Im Jahre 995 entstand das Bauwerk nach dem alten Modell in der heutigen Form von neuem. Einen abgesehenen Eindruck machten die riesigen Schreckgestalten hier im Buddha-Tempel, die uns schon von Indien her bekannt waren. Hier kam noch der Drache als Wahrzeichen Chinas dazu. Mir kam der Gedanke, dieses Tier habe die Menschenmassen zu verkörpern, die sich hier auf Schritt und Tritt um uns winden. Keine Sekunde allein! Es ist ein einziges Fließen. Von Sammlung, von ruhigem Betrachten ist nirgends die Rede. Aber auch die Chinesen, die sich mit vielen Verbeugungen vor den Heiligenbildern niederwerfen, machen keinen gesammelten, verinnerlichten Eindruck. Das Niederwerfen und Schrecken, das Abbrechen der Kniegelenke und der Gebetspapiere bleibt eine mechanische Handlung und entbehrt jeder Feierlichkeit.

Eine gute, reich belebte Landstraße brachte uns wieder zur Stadt zurück, wo wir zuerst eine Fabrik besichtigten, in der kostbare Handarbeiten hergestellt und verkauft werden. Das meiste ist Hausindustrie. Fleißige Frauenhände fertigen in Klößern und Hütten grobe und kleine Kunstwerke in Dedon und Spitze an, die in der Manufaktur für ansehnliche, aber für unsere Begriffe immer noch mäßige Preise zu haben sind. So durchzogen wir die modernen Stadtteile der verschiedenen Nationen. Nichts Neues fehlte uns hier. Diese Straßenzüge mit ihren Läden konnten überall sein. Große Teilnahme machte dagegen das weite Gebiet des japanisch-chinesischen Kriegsschauplatzes von 1932. Es wird noch lange dauern, bis dieses ganz ausgeräumt ist. Hunderte von zerstörten Häusern ragen in unabsehbarer Weite mit ihren Mauerresten aus dem Schutt empor. Ein ernstes Memento!

Im modernen, hocheleganten Astor-House-Hotel war eine zweistündige Erholungspause vorgesehen, worauf der für mich bedeutungsvolle, aber auch erschütternde Teil des Tages begann. In Rickshabs ging es hinaus in das Shanghai der Chinesen. Die engen Straßen geben nicht mehr Raum für ein Auto. Hier wird der Mensch zum Zugtier und befördert Menschen. Millionen finden dabei ihr mehr als bescheidenes Brot. Ein fleißiger wohlbeleibt und leicht zu Fuß, soll der Vater dieser Erfindung gewesen sein. Man behauptet hier, man dürfe ihn nicht verdammten, sondern müsse ihm ein Denkmal setzen, denn es triffen durch seinen Einfall Tausende ihr Leben. Was ein früher Tod es ende, sei kein Unglück.

Hunderte dieser Rickshabs laufen durch Shanghai, durch die engen, überfüllten Straßen. Und diese Straßen werden endlich so schmal, so überfüllt mit Menschen, daß auch eine Rickshab nicht mehr durchkommen kann. Jetzt heißt es, sich zu Fuß durchwinden. Man ist beläutert von dem dichten, bunten chinesischen Durcheinander, denn nun ist ein Europäer eine Sehenswürdigkeit. Offene Läden reihen sich an einander. Einen breiten Raum nimmt die Herstellung der Spielsteine für Mah-Jong ein. Auch eine Fabrik für Opiumpipetten erregt unsere Aufmerksamkeit. Spiel und Opium sind Hauptfaktoren im Leben Shanghais. Dazu die Mädchen, das Kaiser.

Zuerst blendete uns das überreiche Leben mit all dem, was man hier zur Schau stellt,

worunter die Tausende von Singvögeln, die zum Kauf angeboten wurden, das Viehliche waren. Dann aber, als die lebendigen Leichen am Wegrand lagen, die Bettler mit den furchtbaren Gebrechen, kam der bittere Ernst, das Grauen, das weiter wirkt und nicht weicht. Wie wertlos ist hier der Mensch! Und in welch ungeheurer Masse flutet er uns entgegen! Mitten, uns ewig fremd in Sitten und Gebräuchen.

Shanghai ist eine Spielhölle. „Gambling“ ist die Atmosphäre Chinas. Immer wieder werden Spielhöllen aufgehoben, doch nur, um neue entstehen zu lassen. In den Klubbauern sind sie den Behörden nicht erreichbar. Das Mah-Jong beherrscht alle Schichten der Bevölkerung. Den letzten Rest seines Verdienstes setzt auch der Kuli ein. Verliert er ihn, so finden sich noch immer Mittel und Wege, sich durchzuhalten; geht es nicht anders, dann kommen Verbredien in Frage. Unmöglich ist es, allein in die Schlupfwinkel der engen Gassen zu gehen. Das Verschwinden eines Menschen ist da keine Seltenheit. Vögelgedrillen ist ein leichter Erwerb. Shanghai gilt als die gewissenloseste Stadt der Welt. Die Rechtsverhältnisse sollen hier überaus unsicher sein. Es gibt da Freiheiten, die kaum anderswo möglich sind und arge Mißstände zeitigen. Der Zwischenhandel irgendeines Unsichtbaren wird überall fühlbar. Das Gehalt ist einem Angeestellten nicht die Hauptsache. Der Chineser legt mehr Wert auf den Nebenverdienst. Dieser Zustand macht sich in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen fühlbar. Die Hausangestellten z. B. beziehen von den Besessenen regelrechte Prozente; jedes Brot, jedes Stück Fleisch trägt dem tausenden Personal Gewinn. Es ist Sitte, so keine Auseinandersetzung ändert daran auch nur das Geringste. Beim Chinesen ist der Erfolg, das Erwerben die Hauptsache, und recht sonderbar sind die Mittel und Wege, die den freudlich löcheligen, höflichen Mäthen dazu verhelfen, wenn sie nur dabei, „das Gesicht wahren“, wie der Ausdruck lautet, den die Ehre wahren“ nennen, wobei zu merken ist, daß andere Erwerbegriffe sehr verschieden sind von denen der Chinesen. Wie die Schriftzeichen der Chinesen uns fremd sind, so auch die Menschen selber. Weder der flüchtige Gast, noch der lange unter Chinesen weidende Europäer vermag dieses Volk zu verstehen.

Eine Junst für sich bilden hier die Bettler, die uns in absprechenden Gestalten entgegenstraten. Sie haben einen König, der das gesamte Bettlerwesen organisiert, der auch den Gehaltsleuten Steuern auferlegt, die willig gegeben werden. Wehe einem Geschäftsmann, der sich weigern würde, bei einem Ausverkauf der Bettlerzunft eine besondere Rate zu zahlen! Die Bettler würden seinen Laden so umstellen, daß die Kunden weglieben. Das zu erfahren, war mir nichts Neues. Es war mir vielmehr nur eine Bestätigung der Schilderung von Land und Leuten Chinas, die Karl May in seiner nun schon mehrfach erwähnten Jugendberühmung „Der blaurote Methusalem“ gibt. Da ist von einem Teu (Bettlerkönig) die Rede, dessen Kuan (Paß) mehr gilt und nützt als Empfehlungsbriefe selbst des angeheiligsten Mandarinen. Die abenteuerliche Handlung dieses China-Buches ist zum Teil aufgebaut auf diesen eigentümlichen Verhältnissen. Man sieht, Karl May hat auch im fernsten Osten Bescheid gewußt, als er die Feder anlegte, eine Erzählung dort spielen zu lassen. Quelle dieser Lokalkenntnis war ihm seine stattliche Bibliothek, die etwa 3000 Bände umfaßte, zum Teil erd- und völkerkundliche und sprachwissenschaftliche Werke. Die Bücherei ist noch heute in der Villa Schatterhand aufgestellt. Ein Katalog der übersichtlich geordneten Bände ist im Karl-May-Jahrbuch 1931 zu finden.

Wir besuchten weiter das malerische Willow Pattern Teahouse, das aus dem Film „Die Herrin der Welt“ Tausenden in Europa bekannt ist. Im Film ist es entzückend mit Blumen geschmückt und atmet Schönheit. In Wirklichkeit sieht es anders aus. Ueberfüllt,



Alte Pagode in Shanghai

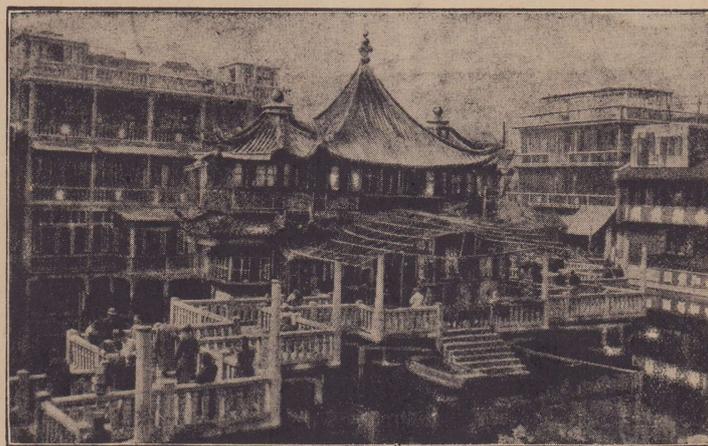
schmutzig, die Zugänge von den furchterlich verstümmelten lebendigen Leiden belagert. So war es kein Aufenthalt für uns, auch wenn wir einen Platz gefunden hätten. Deshalb lehnten wir es bei unermesslichen Fremdenführer, uns in ein chinesisches Teehaus zu führen.

Wir landeten in einem modernen Haus, im ersten Stockwerk. Es war voller Mädchen. Wenige Männer saßen an schmutzigen Tischen im Hintergrund. Hier konnten wir nicht bleiben. Die Mädchen kamen auf uns zu. Wir sollten noch eine Treppe höher steigen. Wir gehorchten. Ein schmutziger Saal mit allerlei Spielvorrichtungen, auch mehrere Billards darunter, nahm uns auf. Am Eingang wurde Eintrittsgeld erhoben. Im Hintergrund gab es eine Bühne, auf der ein Mädchen stand und sang. Dazu vollführte ein Orchester jene furchtbare, uns schon aus anderen Hafenstädten bekannte Kagenmusik. Abscheulich wie die plärrenden Stimmen der Mädchen, von denen immer eine die andere ablöste. Der Raum war halb gefüllt mit Chinesen, die in kleinen Tischen saßen und Tee tranken, dazu Sonnenblumenkerne knappten und die Schalen auf den Boden spudten. Die Aufmerksamkeit der Chinesen wandte sich von dem singenden Mädchen weg auf uns. Einer kam und brachte dampfend heiße Handtücher, die hier jedem gereicht werden, um damit die Hände zu reinigen. Ein anderer verlor uns mit Tee, der wie dünner Aufguss von Gras und Pfefferminze schmeckte.

Die Chinesen schähen die Mädchen samt der Begleitmusik sehr hoch. Man läßt sie zu Gastmählern kommen, die in chinesischen Speisehäusern gegeben werden, da sich das Privathaus selten, eigentlich fast nie geladenen Gästen zu gemeinsamen Mahlzeiten öffnet. Diese Mädchen haben einen großen Einfluß auf ihre Gönner und treiben argen Luxus. Sie singen und tanzen zum Essen der Herren. Selber daran teilzunehmen ist aber auch ihnen nicht gestattet. Muß doch selbst die Hausfrau ebenso wie die Mutter des Mannes diesen bei Tisch bedienen. Sie darf nicht mit ihm essen, wie sie auch beim Ausgang hinter ihm zu schreiten hat wie ein Diener. Die Goldhähne jener „Damen“ werden sogar mit kostbaren Edelsteinen geschmückt. Die Indianerinnen stellen dafür auch ihre Halsketten zur Verfügung. Oft hatten wir Gelegenheiten, das zu beobachten. Bei den Chinesinnen wird uns das weniger glücken, da sich die Pforten der Teehäuser in der Hauptstraße nur nachts und auch dann nur dem furchtbarsten Geschlecht aufstern.

Mitreisende berichteten freilich sogar von Erlebnissen in den Shanghaier Opiumhöhlen. Entsetzlich soll der Anblick der Menschen sein, die diesem Laster verfallen sind. Zu zweit liegen sie auf den Lagerstätten, zwischen sich die Rauchstiefeln und in Büchsen das wie Honig aussehende Opium. Es ist hier in jeder Menge käuflich.

Nach dieser Abschweifung ins dunkle Treiben der Hafenstadt hätte ich nur noch vom Abschied von Shanghai zu berichten. Für das viele Moderne, uns Vertraute waren wir nicht mehr aufnahmefähig. Zu hart waren die Eindrücke, die das eingeborene Volk auf uns gemacht hatte. In Rickshabs ging es zum Hafen zurück, zum Tender, der uns wieder zu unserem heimatischen Schiff bringen sollte. Wie bei der Einfahrt war der Hafen reich belebt. In majestätischer Ruhe lagen die Kriegsschiffe. Handelsdampfer fuhren ein und aus. Malerisch waren die Dschunken, die unsere Blicke immer wieder anzogen. Weit drüben am Ufer flammten zahllose Lichter auf; alle Wasserzeichen leuchteten verspäteten Schiffen zur Heimfahrt. Dunkel lag die weite Wasserfläche vor uns. Bald aber erlarmten wir in der Ferne unsere erleuchtete „Seimat“, der wir rasch näher und näher kamen. Die Schiffskapelle begrüßte unsere Ankunft. Still suchten wir unsere Kabinen auf, um dort noch lange über die bunten Erlebnisse dieses Tages nachzufinnen, bis endlich Schlaf und Vergessen uns einspannen.



Das Willow Teehaus in Shanghai

* Bergl. Nr. 48, 55, 69, 78, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 158, 160, 167 und 174.

(Nachdruck verboten) XVII *

Nach ruhiger Fahrt warf die „Resolute“ vor Ching Wang Tao Anker. Reges Leben herrschte schon im Morgengrauen an Bord. Mit gespannter Erwartung laßen wir den Höhenpunkt unserer Reise, „Peking“ und der „Großen Mauer“, entgegen. Kalt und rauß war die Luft während der Ueberfahrt auf dem Tender. An Land stand ein moderner Sonderzug für uns bereit.

Hochbehalten landeten wir in Tientjin. Hier war eine eintündige Rickschafahrt vorgehen durch die Stadt, in der einst auch Deutschland Besitztum hatte. Nachdenklich und nicht ohne Behmut betrachteten wir die Gebäude, die einst unser Vaterland hier errichtet hat, und die heute fremden Nationen dienen. Tientjin gleicht allen chinesischen Orten, wo West und Ost aufeinanderstoßen. Städtische Brunnpaläste, die in Berlin stehen könnten, und Hütten der Armut, wie wir sie daheim nicht kennen, wechseln in bunter Folge.

Nach der Rundsahrt bestiegen wir wieder unseren Zug, der uns nach Peking brachte. Vom Chinesen-Bahnhof wanderten wir zu Fuß durch die mächtige Mauer, die das Geschäftsviertel umschließt. Hier lag unser „Hotel Wagons Lits“ Wir waren da gut untergebracht und beschloßen, gleich nach dem Abendessen „Peking bei Nacht“ zu besichtigen.

Gedacht, getan. Zwei Herren unserer Reisegesellschaft wurden gebeten, sich uns anzuschließen. Wir fünf älteren „jungen Damen“ fuhren mit unieren beiden Herren, die auch schon die Jugend weit hinter sich hatten, zum chinesischen Theater. Diesmal aber ging es in ein Haus mit Parteit und Rang. Wir würden allerdings dem Innern nach von Vorstadtheater sprechen. Hier jedoch war es das Beste, das Haus des berühmten Schauspielers Mei Lan Fang. Sein Stolz ist die Bühnenausstattung. Er ist in Europa gewesen und hat seine Begriffe dort geschult. Er hat eine geschlossene Salontulise mit einigen Möbeln im Hintergrund. Diese Kulisie bleibt nach chinesischem Brauch stehen, auch wenn im Stüd eine Landschaft oder Stadtbild nötig wäre. Mei Lan Fang ist ein bedeutender Darsteller von Frauenrollen, ein kleiner, zierlicher Mensch mit hoher Stimme, dem ruhige, vornehme, frauenhafte Bewegungen eigen sind. Er schafft eine ebenso schöne, wie echte Wiedergabe der vornehmen, edlen chinesischen Frau, sehr charakteristisch in ihrer Ruhe und Unterwürfigkeit.

Unser Führer erklärte uns den Inhalt des Schauspiel. Es handelte sich um die zwei Frauen eines reichen Chinesen, der gestorben war. Die Hauptfrau des Verstorbenen hatte die verhäkte Nebenfrau angeklagt, den Mann ermordet zu haben. In einer Gerichtsitzung, deren Szenenwechsel mit den geringsten Hilfsmitteln immer auf offener Bühne vor sich ging, spielte sich das Stüd ab. Die vielen Bilder wurden von einer für uns abschüchlichen Musik begleitet. Die handelnden Personen sangen mit hoher Zistellstimme. Zum Schluß erschienen zwei Chinesen im Alltagskleid, offenbar Bühnenarbeiter, die ein Gestell in Form und Größe einer Tür trugen, mit einem Aufsatz versehen, alles ganz in Schwarz. Durch diesen Eingang schritt der Frauendarsteller ins Gefängnis. Damit schloß das Stüd. Und bei gleicher Szenerie, ohne Unterbrechung begann gleich ein anderes.

Später hatte ich Gelegenheit, eine Dame der deutschen Gesellschaft über das chinesische Theater und die dort gespielten Stüde zu befragen. Es sind alles Liebesstücke: Meist geht es um Frauenhaß, aus Eifersucht geboren. Das Frauenelend kommt immer wieder zum Ausdruck. Schon bei der Geburt des kleinen weiblichen Welens beginnt ja das Unglück. Oft werden bereits die neugeborenen Mädchen verkauft. Ein trauriges Kapitel ist, was man hier „Ehe“ nennt. Der Mann darf seine Frau vor der Verheiratung nicht sehen, weil es sonst ein Unglück gibt. Ich ließ mir den Vorgang einer Eheheiratung beschreiben, und es wurde mir folgendes berichtet:

Ein Sohn — auch einfacher Leute — soll verheiratet werden, eine Sache, die der Vater zu bestimmen hat. Er sucht das Mädchen für den Sohn aus. Befragt darüber, wie sie aussieht, antwortet er: etwa: „Schön ist sie nicht, aber kräftig.“ Söhne bekommen ist ja die Hauptsache. Nun naht der Tag der Hochzeit. In einer verhängten Sänfte wird die Braut von einer Frau aus der Familie des Bräutigams abgeholt. Die Braut hat auf dem Weg von ihrer Behausung bis zum Heim des Bräutigams in der Sänfte laut zu weinen. Ihr Schlußwort muß auf der Straße zu hören sein. Beim Haus des Bräutigams wird die noch verhängte Sänfte an die offene Tür gestellt. Der Bräutigam schießt nun mit einem Pfeil nach der geschlossenen Sänfte, diese öffnet sich, die Braut steigt aus, über einen Sattel hinweg, der Friede bedeutet, und betritt den Raum, worin der Bräutigam ihrer harret. Gemeinsam verpfeifen sie einen Apfel, wobei sie von draußensehenden Kindern geseht werden. Nun sind sie Mann und Frau. Zum erstenmal sehen sie einander. Der Wille des Vaters fügte sie zusammen. Keine Priesterhand segnet den Bund. Vereint tritt das Paar schließlich vor die Tür und verneigt sich vor der wartenden Hochzeitsgesellschaft, beginnend mit unglücklichen Verneigungen vor dem Vater. Noch am Tag danach

soll das junge Paar unter Kopfschmerzen leiden — eine Folge der vielen Verbeugungen. Die Frau bezieht dann ein kleines Haus im Hof der Angehörigen ihres Mannes. Die Familien bleiben immer beisammen. In einem von einer Mauer umschlossenen Bezirk wohnen alle Familienangehörigen des Mannes beisammen. Jede Nebenfrau bekommt solch ein kleines Reich für sich. Auch in China weiß man, daß es nicht gut ist, zwei Frauen unter einem Dach zu bergen. Wehe nun aber der Frau, wenn sie keinen Sohn zur Welt bringt! Dieses Elend auszumalen, sei mir erpart.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unterlassen, auf eine ernste Warnung hinzuweisen, die ich hier zu hören bekam, zugleich eine wunderame Bestätigung der Gebote der Rassenpflege. Keine deutsche Frau soll einen Chinesen heiraten, den sie vielleicht in Deutschland kennen gelernt hat. Das Elend ist fürchterlich. Eine nach unserem Gesetz geschlossene Ehe hat in China keine Gültigkeit. Der Mann gehört zu seiner Familie und hat sich unbedingt dem Vater zu unterwerfen. Er darf sich nach eigener Wahl keine Frau nehmen, sie wird nicht anerkannt. Alles, was der Sohn verdient, muß er dem Vater abgeben. Der Vater verteilt die Einnahmen unter die Mitglieder der Familie. Fürchtbare Konflikte entstehen so für die ewig Fremde. Wehlich ist es aber auch für die deutschen Männer, die Brot juchend nach China kommen. Wenn sie einen Platz gefunden haben, der ihnen Haß und Mahrung gibt, glauben sie, auch ihrer Frau und ihren Kindern ein Heim bieten zu können. Sie lassen ihre Angehörigen nachkommen. So geschah es in einem mir geschilderten Fall vor kurzem. Die Frau erschien mit zwei Kindern

sten Familiengliedes warten, was Jahre dauern konnte. Es besteht also zwischen diesen an sich völlig verschiedenen Religionsformen doch eine gewisse Ähnlichkeit. Kommt nun endlich die Zeit, wo die Angehörigen von den Priestern nicht mehr weiter ausgebeutet werden können, dann wird die Leiche der Erde übergeben. Jede Familie hat einen Begräbnisplatz. Hügel reißt sich da an Hügel. Die Kette reißt nicht ab. Bleibt einem Vater wirklich einmal ein Sohn verpaßt, so wird einer an Kindesstatt angenommen; er hat nun den Ahnenkult fortzusetzen.

Das Begräbnis geht mit mehr oder weniger großem Pomp vor sich. Ein riesiger, grün verhangener Katafalk nimmt den Sarg auf. Getragen wird dieser Aufbau auf roten Stangen von grün gekleideten Trägern, 24 bis 48 Mann. Wir saßen, wie gesagt diese Männer die schwere Last mit einem Auf auf die Schultern hoben. Den Zug eröffnen Trommler, die ihren Instrumenten dumpe Töne entlocken, nicht wie in Hongkong Reiter und Musik. Weiß verfüllt sind Wagen oder Säufen der Hauptleidtragenden.

Der nächste Tag in Peking war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Rickschafs brachten uns zur Verbotenen Stadt, zum Museum und zur Gemäldesammlung. Es würde zu weit führen, wollte ich aufzählen, was da an Kunstwerten besichtigt wurde. Ich will nur erwähnen, daß wir hier das Hakentkrenz fanden, und zwar an einer Wanduhr, die schon zu einer Zeit benutzt wurde, als es noch keine Uhren unserer Art gab. Es gilt hier als Friedenszeichen, genau so wie in Indien.

Das Lamaokloster, worin zeitweilig der Dalai Lama wohnt, der Papst der Lamaisten, erregte unserer besondere Aufmerksamkeit wegen seiner

Hier und da sind Teile der einstigen Sonnen-einrichtung der Paläste erhalten. Einige Räume haben noch das Aussehen, als wären sie erst kürzlich bewohnt gewesen. Neben herrlichen, alten chinesischen Kunststücken stehen da auch niedersterne Einrichtungsgegenstände europäischen Ursprungs. Tischchen gab es mit Goldfüßen, auf denen europäische rufen, aber auch zwei abgespielte Pianinos waren in den Gemächern der Frauen aufgestellt. In den Nebenpalästen der alten Residenz sind die Reste der einstigen Einrichtung museumsartig untergebracht. Die größten Kostbarkeiten aber hat man nach Peking übergeführt, wo sie der Öffentlichkeit nicht zugänglich sein sollen.

Im Museum beobachtete ich die Chinesen, die durch die Räume schlenderten. Ohne jedes Verständnis für das, was sie sahen, gingen die jungen Leute — denn nur solche waren es — vorüber an den Kunstwerken von unschätzbarem Wert. Einzig und allein die seltsamen Ahren mit Gold und Edelsteinen geschmückt, mit ihren singenden Vögeln usw., vermochten ihre Teilnahme zu wecken. Unter all den Einheimischen, die sich im Museum aufhielten, war nicht ein einziger mehr rein chinesisch gekleidet. Bestandteile europäischer Kleidung trugen alle. Nur der Ueberrock war fast durchweg chinesisch. Das Alte, Ursprüngliche ist entwertet.

So traten wir wieder auf die Straße, gleichgültig umwirbelt von Staubwolken. Verächtlich und charakteristisch zugleich ist der fürchterliche Staub Pekings. Die nahe Wüste Gobi sorgt reichlich für neue Zufuhr. Der eisige Wind trieb ihn in alle Poren. Alles hustete, ja viele verloren die Sprache, und einige unserer Mitreisenden stoben vorzeitig zurück aufs Schiff und blieben nicht einmal die fünf bemessenen Tage, die für Peking angelegt waren, an Land. Am ärgsten ist die Staubbelästigung auf den Straßen, die man in der Rickschaf durchfährt. Die armen, freundlichen Kulis husten und spucken alle ganz entseht. Sie sind durchweg schwindluchtig, und früh endet ihr armseliges Leben. Für 30 Pfennige die Stunde laufen diese armen menschlichen Zugtiere durchs Land. Dankbar sind sie für jeden Pfennig, den man ihnen spendet.

Im großen und ganzen gewinnt man den Eindruck, daß die Chinesen mit ihrem alten Kaiser alles verloren haben, ihre Zuversicht, ihre Ziele, ihre Religion, alles. Der Kaiser, der Himmelssohn, der für sein Volk opferete und betete, der, ihrem Glauben nach, alle ihre Sünden und Gebrechen auf sich nahm, der am Altar vor dem Himmelstempel betete und sie dadurch schützte vor jedem Ungemach, ist nicht mehr. Mit ihm fiel auch die Zuversicht, das Streben, der Glaube. Haltlos schwankt das Volk hin und her. Tatelos sieht es die Heiligtimer in Trümmern sinken. Noch weiß man nicht, was die Zukunft bringen wird.

Doch so ara auch der Verfall Pekings dem Besucher vor Augen tritt, ist doch der Gesamteindruck nicht so erschreckend, ja abtönd, wie in Shanghai wo Verbrechen und Laster schon alles zerlegt zu haben scheinen. Hier in Peking begegnet man wenigstens der Opiumkult mit eiserner Strenge. Eine Hinrichtung wegen Gesehesübertretung ist da fast eine alltägliche Sache. Nach dem Theaterbesuch wollten wir unsern Führer bestimmen, uns nun noch in eine Opiumhöhle zu führen, wie sie Herren und Damen unserer Gesellschaft in Shanghai besucht hatten; der Führer aber erklärte, diese Bitte nicht erfüllen zu können. Wir glaubten, aus uns unbekanntem Gründen, hörten dann aber aus unterrichteter Quelle, daß es in Peking tatsächlich keine Opiumhöhle mehr gäbe, den Besitzern solcher Lokale drohe Todesstrafe. Die Köpfe der Hingerechtigten würden dann auch noch öffentlich ausgesteilt. Und das scheint denn doch abzuschrecken. So kamen wir nicht dazu, Chinas Opiumhöhlen kennenzulernen.

Der Ruin des Sommerpalasts, das von der Kaiserin-Mutter Dagowar Anfang dieses Jahrhunderts mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Dollar angelegte Märchenreich, möglichst allen zu genießen, ließ uns am anderen Tag alle Müdigkeit vergessen. Bereits früh um 7.30 Uhr brachen wir im Auto dorthin auf. Die Straße ist denkbar schlecht. Es ist der Anfang des alten Weges, der einst von Peking 42 englische Meilen, also beinahe 70 Kilometer weit, zu den Minggräbern führte. So sieht man noch heute überall die weißen Marmorplatten, etwa zwei Meter breit, wie einen Bürgersteig an der Seite der Straße entlanglaufen, selbst über Brüden hinweg. Unsere armieligste Landstraße kann sich spielend mit dieser messen; so schlecht ist sie, daß man für die zwanzig Kilometer Entfernung 1 1/2 Stunde Autofahrt braucht. Man sieht von weitem an einem Hügel aufsteigend die Palastanlagen, darauf liegt ein See und nördlich erstrecken graue Kasernen, die viel Militär bergen.

Leider sind die Baulichkeiten nur in Holz gearbeitet. Farbe und Lack sind heute schon verwittert. Aber alles ist zierlich. Große hohe Paläste gibt es auch hier, nicht. Man baut in China nur 99 Fuß hoch, denn darüber ist das Reich der Geister. Die Anlage ist entzündend. Zwar sind hier Anilinfarben verwandt, die scharf und hart sind, auch ist der Stil in den Häusern durch kleine Entziefungen, europäischer Glastische usw., oft nicht mehr rein — die Häuser sind teils bewohnt, teils als Museum verwendet — aber das Ganze ist doch ein schönes Bild.



Sommerpalast in Peking

und fand ihren Platz besetzt. Der Mann eröffnete ihr, er könne ihr und den Kindern keine Unterkunft mehr bieten, das Unglück habe ihn in die Arme einer Kullin geführt, die hier im denkbar schlechtesten Hause wohne. Verwehelt, mittellos, rechtlos stand die rechtmäßige deutsche Frau in der Fremde. Sie tödete sich und ihre Kinder. Ein Alltagsbild zur Warnung für unsere deutschen Schwwestern!

Die uralten, den Chinesen heiligen Bande des Ahnen- und Familienkults sind so stark, daß kein noch so tiefes Gefühl dagegen aufkommen kann. Die Vorfahren, der Ahnen- und Familienkult sind mit und in dem Chinesen geboren, erst im Tod werden sie mit ihm. Dieser Kult, die Familienzusammenschließung gehen ihm über alles.

Davon zeugt sogar das Bild der chinesischen Landschaft. Ueberall sind hier die Lecker mit den Hügel der Toten. Um Peking herum gibt es mehr Totenhügel als Lebende in der Stadt. Seit 600 Jahren wurde da kein Grab eingeebnet. Mehr und mehr rauben die Toten den Lebenden das Land. Kein Bauer wird es wagen, den Hügel eines Toten sich nutzbar zu machen; der Geist des Verstorbenen würde diesen Frevler an ihm, seinen Kindern und Kindeskindern rächen, so meint er. Und China braucht Ackerboden für seine vielen Menschen. Doch danach fragt das unerbittliche Recht der Toten nicht.

Stirbt hier ein reicher Mann, so befragt man die Priester über den Zeitpunkt der Bestattung. Nach dem Stand der Sterne, die für den Toten günstig sein müssen, wird der Termin festgelegt. Doch wird dieser Entscheid von den Priestern oft Jahr und Tag hinausgezögert. In solchem Fall wird die Leiche in einem dicht verschlossenen Sarg in ein dazu bestimmtes Haus übergeführt, man könnte fast sagen, in eine Art Hotel mit einzelnen Zimmern. Ein derartiges Zimmer kostet nach unserem Geld im Monat 40 bis 50 RM. Der Glaube verlangt, daß der Tote bis zur Bestattung, wie im Leben, mit Speise versorgt wird. Deshalb gehört zu jedem „Totenzimmer“ auch ein Diener. Priester unterhalten dieses Totenhaus. Sie verdienen bei der Sache, je länger es dauert, desto mehr. In Peking dürfen die Leichen allerdings höchstens ein Jahr aufgehoben werden. In Bali berichtete ich über den gleichen Brauch. Da mußte der jung geformte Sohn als Leiche auf den Tod des älteren

Gebetsmühlen und wegen der Bet-Tücher, die in Größe von Tafelhütern bis hinauf zur Spitze des Tempels auf Leinen hängen. Im Innern des Tempels steht ein Riesenbuddha, aus einer einzigen gewaltigen Feder geschnitten. Ich vergaß die Meterzahl der Höhe. Er reicht bis zur Spitze des Tempels. Von ihm sagen die Gläubigen, er, in seiner Größe, sei der neue Messias, der kommen werde, die Welt zu erlösen.

Schön und freundlich war dagegen der Tempel des Konfuzius mit der Halle der Klaffter, das sogenannte „Größte Album der Doktoren“. Hier steht in einem besonderen Bau die Ehren-tafel des Konfuzius. In dem schönen alten Garten sind die vielen Gedentafeln der Dichter und Philosophen angebracht. Planmäßig sollte hier die Besichtigung der großen Glöde angegeschlossen werden, es kam aber erst am nächsten Tage dazu. Die Riesenglöde, unter der mehr als zehn Menschen Platz finden, ist innen und außen mit wundervoller chinesischer Schrift bedekt. In diese Glöde knüpfen sich Sagen eigener Art. Sie hier zu berichten, würde zu weit führen.

Peking als solches gibt es nicht mehr, denn Peking bedeutet „Hauptstadt des Nordens“. Deshalb heißt die Stadt jetzt Peiping. Sie bietet ein Bild des Verfalls. Und wie bald werden die Reste einer einst märchenhaften Pracht und Schönheit ganz verschwunden sein. Die Holzbauten der Paläste scheinen schon heute unter der Waucht der farbigen Porzellanziegel zusammenbrechen zu wollen; das Holz ist trotz der schützenden Hülle vom Wetter zernagt. Im Innern der Hallen sieht man noch die Riesenfüßen, aus je einem Baumstamm geschnitten. Aus Birna hat man sie hierhergebracht. Einzigeartige Bäume müssen das gewesen sein, Riesen, wie sie heute nur noch im Jolomettal stehen. Damit das Holz nicht barst, umgab man die Säulen mit einer Hülle aus Stoff und einer Art Gips mit wundervollen Studornamenten, und alles wurde farbig bemalt, hauptsächlich grün, rot und blau. In jedem Jahr wurde alles erneuert. Unbeschreibliche Schönheit wurde so geschaffen, Schönheit, die heut nur noch in den Decken im Innern der Tempel und Hallen erhalten ist, soweit sich die Dächer noch in leidlichem Zustand befinden. Die Aufgänge und Höfe zu den Gebäuden sind reich geschmückt mit weißen Marmoropamenten, die einst blühende Pflanzen trugen und in diesem Schmuck den Gesamteindruck noch erhöht haben müssen.

* Vergl. Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174 und 181.

Don Klara May

Rachdruck verboten.
XVIII*)

Frühmorgens kurz nach 7 Uhr bestiegen wir einen Sonderzug, um die Fahrt zur Eisenbahn Mauer anzutreten. Vier Stunden lang ging es nordwärts.

Trostlose Dede umgab uns. Ringsum Schneemulden und mit Eis überkrustete kleine Wassergerinnsel. Hier oder da der Winter noch nicht abgezogen. Schmutzige, verummte Chinesen mit ebenjo schmutzigen, zerfetzten Tragtüchern und armen kleinen Geln erwarteten uns, um unsere Gesellschaft zum Fuß der Mauer hinaufzubefördern. Heftig wehte der Sturm von den Bergen herab. Es war eilig kalt. Nach einer halben Stunde war die Stelle erreicht, wo man zu Fuß zur Großen Mauer vordringen mußte. Eine ungeheure Anstrengung! Ich brachte es nur bis zum ersten der Wachtürme. Der Sturm raubte einem den Atem. Die Aussicht aber war überwältigend.

Die Mauer ist wirklich eins der Weltwunder. Ch in Shi huan errichtete sie im 3. Jahrhundert v. Chr. als Schutzwall gegen die von Norden vordringenden feindlichen Horden. Seine Nachfolger führten das Werk fort, und lange schützte die Mauer das Reich. Sie besteht teils aus Erdwällen, teils aus Granitblöcken, und erreicht stellenweise eine Höhe von 11 Meter bei einer Breite von 7,5 Meter. 25 000 Wachtürme sind über die ganze Mauer verteilt, ein Riesennetz, woran viele Tausende von Menschen gearbeitet haben, und zwar in einer eben Landschaft, die ihnen weder Wasser noch Nahrung bot. Aber die Zeit, die alles Menschenwerk überholt, machte auch dieses Bollwerk nichtig. Die Wandschüsseln, gegen die in erster Linie dieser Schutzwall gedacht war, gewannen die Herrschaft über China. Die Mauer verfiel. Wir aber sehen noch heute doll Bewunderung vor diesem Werk, über das die Stürme zweier Jahrtausende dahindraußen und das nach uns Kommende wiederum nach solchem Zeitabstand nicht sehen werden, gewiß mit gleichem Staunen.

Durch den Paß von Kanton drängt sich auch heute noch der Verkehr der China mit Sibirien verbindet. Zwischen Kanton und Kalgan ist der Durchgang der Karawanen. Heute, wie vor tausend Jahren, ziehen sie da ein und aus, denn viele hundert Kilometer weit scheidet die Mauer den Weg über die Pässe ab. Leider war ein längerer Verweilen bei der Mauer wegen des eijigen Sturmes nicht möglich. Nur zu bald mußten wir umkehren, um wieder hinunter in unjeren Zug zu kommen. Solange noch ein Stück der Mauer zu sehen war, haftete der Blick daran. Ein unergreiflicher Eindruck wird davon bleiben fürs ganze Leben.

Von Ching-Lung-Chao führte uns die Bahn zurück nach Kanton. Eine Mauer von aufstehenden Menschen umkand die auf uns wartenden Autos. Wir stiegen ein, um die Fahrt zu den Ming-Gräbern anzutreten. Kanton, einst die berühmte Hauptstadt Chinas, ist jetzt ein elendes Ruinenfeld. Während der Taipingrevolution war hier der Sitz der Rebellen mit dem Gegenkaiser. Nach mehrtägiger Belagerung wurde Kanton am 19. Juli 1864 von den Regierungstruppen genommen. Binnen drei Tagen wurden dabei tausende Hingemordeten. Alles wurde verüht und dem Erdboden gleichgemacht. Das einzig Unzerstörbare war die Kingmauer, die auch heute noch steht, obgleich sie als Steinbruch dient.

Erhalten sind noch die weit außerhalb der Stadt liegenden Ming-Gräber. Der Weg dahin aber ist das furchtbarste, was man sich unter dem Namen „Straße“ vorstellen kann. Ein schmaler Paß über Geröll, durch Steinhäufen, die wie Schlingengräben aufgemorken sind, auf und ab durch wasserlose Flußbetten, dann ein Stück auf alter, erhaltener Straße mit Marmorquadern, wieder hinunter in eine Furt, zur Seite die Reste einer Marmorbrücke. Im Schritt fahrend, schütterten und sprangen die Wagen dahin. Bald lag einer gebrochen am Weg. So hieß es denn: Die ganze Kolonne Halt! bis das Hindernis hinweggeräumt war. Vier Tragwagen waren schon in Vorarsicht des Kommenden mitgenommen worden. Endlich landeten wir am Eingangstor zu den Ming-Gräbern. In einem Tempel steht hier die kleinere Schildkröte, das Sinnbild des Lebens, auf dem Rücken die Gelehestalpe tragend, noch sehr gut erhalten. Dann kommt die breite Straße mit den Kientieren aus Stein, die den Zugang zu den Kaisergräbern bildet.

An den Hängen gruppierten sich Paare von Nadelhölzern und Zypressen, ein jeder über dem Turm eines Kaisergrabes. Wir besuchten das größte und besterhaltene, auf das die Straße führte, und sahen, daß in der Nähe der Verfall erschreckend laut spricht. Ein Tempel dann ein Hof und zu hinterst der Turmbau über dem Grab.

Drei Stunden Autofahrt zurück bis beinahe nach Kanton, dann südlich ab nach Peiping liegen uns endlich müde, lahm und zerschlagen um 8 Uhr im Hotel landen. Mebrigens führte die Straße, die wir benützten, früher noch weiter als bis Peiping. Die Minghauptstadt lag südlicher. Ihre letzten Reste sind im Vorgebiet dem Erdboden gleichgemacht worden.

Der Nachmittag des letzten Tages in Peking galt noch Besuchen in der Stadt. Der Abend aber brachte uns etwas ganz Besonderes, eine Einladung zum Abendessen in dem chinesischen Gasthaus Tung Ching Lo.

Ching heißt der Besitzer, Tung heißt Di, Lo das Gasthaus. Wir sind den letzten Abend also zu Herrn Ching in sein im Osten von Peiping, dem vornehmen Viertel, gelegenes Wirtshaus speisen gegangen. Und nun aufgepaßt! Es steht eine Schilderung all der jagenhaften chinesischen Lederbissen im Ausicht!

Zuerst das Äußere: Das Gasthaus ist das beste von Peiping und zweihundert Jahre alt, was von der Güte der Küche zeugt. Das Vorderhaus zeigt nach der Straße Erdgeschoß und ein Stadwerk, davor eine gute Kuchentafel durch Laternen, selbstverständlich jetzt elektrisch. Man hebt wieder seine Beine über die hohe Schwelle und steht in einem ganz dürftigen Raum, im Fluß neben der Küche. Vorwärts ließ uns keinen Blick ins Innere tun, denn man kann nie wissen! Und wir wollten doch essen und alles kosten!

Kaum sahen wir, so erschien der Boy mit Obst und Tee. Das Obst stellten wir zunächst einmal zurück. Der Tee wärmte uns recht angenehm. Im übrigen merkten wir, daß die Tafel bereits gedeckt war, denn jeder hatte vor sich eine winzige Untertasse, die den Entsteller bedeutete. Daneben lagen ein mittelgroßer Suppenlöffel und zwei Eisenbestäbe mit Silberenden, denn wir waren in einem sehr feinen Lokal, was noch bestätigt wurde durch eine silberne Nostafel in Puppenformat für jeden von uns. Wir wurden unterwiejen, dies wurde die besonders vornehmen Bedier des Herrn Ching für den Chungdjo, den Gelbwein, die beste Sorte seines Reismais. Auf ein lautes „Giii!“ erschienen vier Platten auf einmal. Da gab es die berühmten, angeblich 100 Jahre vergrabenen Eier. Sie waren längs in fünfteil geteilt, das Gelb sah beinahe schwarz aus, das Weiße bräunlich und durchscheinend wie Gallerte. Es sind Soleier. Ihr Geschmack ist eigenartig, aber gut. Ich hatte Mut zu mehreren. Dann sahen wir Schintenscheiben, gepöfelt und gekocht, aber so scharf, daß ich nur eben der Wissenhaft wegen kostete; sie waren messerrüddünn. Weiter reichte man — ja was? Nudeln aus Agar-Agar (zuckerreife Algen), urteilte ich. Wenigstens waren sie so weiß und schleimig. Man hatte sie mit rohen Gurken garniert, und sie schmeckten sehr gut. Und zu guter Letzt fehlte nicht ein vorzüglich geräucherter Fisch. Gleichzeitig erschien eine kleine Kanne (etwa ¼ Liter) warmer Chungdjo. Es war Ehrensade, die kleine Silberstiel auf einen Zug zu leeren. Der Reismais schmeckt wie warmer, laurer Mofel und gibt feinerlei Rauch oder Schwere, obgleich man zu dem schweren Essen in den langen Pausen viel zu trinken pflegt.

Das Stübchensessen ging so leidlich. Wir waren nur nicht gewandt genug, die Lippen nicht damit zu berühren. Im übrigen wurde Flüssiges mit dem Löffel herausgeholt, z. B. bei den Nudeln.

Bei den Chinesen legt der Hausherr fortgesetzt vor, der Gast erhebt sich leicht von seinem Stuhl, legt die Hände auf die Brust und dankt. Was nicht hindert, daß er so lange vorgelegt bekommt, bis er „rülpt“. Das zu üben, hat uns einige Mühe gekostet.

Nach den vier Vorspeisen und einer Rausche für Reismais und Bettspiele, die dem Chinesen sehr wichtig sind, gab es Vogelsternsuppe. Das sind gallertartige Fäden in guter Brühe, geradezu vorzüglich. Wir führten alle flott mit unsern Löffeln hinein, und die Schüssel wurde ganz leer. Nächster Gang: Gemüse, eine besondere Art Kartoffeln und ein grünes Kraut, aber nicht Petersilie, in Fett gedaut. Hierauf Reismais zur Erholung, um gerührt zu sein für die berühmten Taubenier. Auch hier ist das Weiße wieder gallertartig, aber das Gelbe unverändert. Sie schimmeln in einer braunen, süßlicheren Tunte wie „Verlorenes Eier“ und schmecken auch so.

Und was wird uns jetzt hingestellt? Ist es vielleicht gekochter Schweinezettel? Dem Geschmack nach könnte es so sein, aber es ist entbeintes Huhn, so weich gekocht, daß überhaupt keine Fleischsaft und kein Fleischgeschmack bleiben. Alle Bissen sind so zerleinert, daß am Tisch nichts mehr zu schneiden ist. Wir haben ja auch keine Messer.

Nun erst bringt man den Fisch. Er ist zwar im ganzen in schwimmendem Fett gebateten, aber vorher sind schon Bissen abgeteilt worden, die jetzt mit den Stäbchen leicht abzuhoben sind. Der Geschmack ist gut, wie der ausgebratener Gänjegrieben, aber der Fisch ist leider auch ebenjo fett. Darauf gibt es zarte Entenleber.

Nach einer Reismaisstärkung wird die Pefinger Spezialität, eine schön braun gebratene Ente, ungeteilt gezeigt, um dann geschnitten mit trockenen Pfannfäden, süßlicherbrauner Tunte und Rauch aufgetragen zu werden. Man packt man sich einen Pfannfaden auf die Hand, belegt ihn mit zwei bis drei Entenfäden, tut ein Stück Rauch darüber und etwas von der braunen Tunte, wickelt alles wie eine gefüllte Röhre zusammen und heißt hinein. Zuletzt wird der zerteilte Entenkopf gereicht, als Abschluß der fetten, sättigenden Gerichte. — Zwei Suppen folgen noch, eine Fischsuppe und eine Krautsuppe. Und endlich kommt, sozusagen als Süßspeise, eine dritte, süße Suppe von Lotoskernen.

Noch heute denke ich mit Behagen an die vielen Genüsse dieser Tafel. Der als Magen-schluß gebotene Reis — falls jemand doch noch Hunger haben sollte! — wurde natürlich verschmäht, dafür aber das Obst herangeholt und eine Tasse Tee dazu, die durch ein bis zwei Magenblüten gesüßt und aromatisch gemacht wurde.

Mit diesem Abendessen endeten unsere Erlebnisse in Peiping und in China überhaupt.

Unser Schiff warf früh im Morgengrauen Anker vor Chemulpo (Korea). Um 8 Uhr waren die Fahrtteilnehmer schon auf dem Dampfer der uns durch die Schleißen zum inneren Hafen brachte. Die herbe Frische eines wundervollen Vorfrühlingsmorgens schenkte die letzten Spuren von Müdigkeit hinweg, und mit neu erweckter Aufnahmebereitschaft betraten wir koreanischen Boden. Welch heikuntrittene Erde! Tausende haben ihr Leben um den Besitz dieses Landes geben müssen. In Erinnerung dürfte noch der für Japan siegreiche russisch-japanische Krieg sein, der Korea end-



Eine der Marmorstatuen an der Straße nach den Ming-Gräbern

gültig in den Besitz des aufstrebenden Inselreichs brachte. Damit war der Grund gelegt zu Japans weiterer Ausbreitung auf dem Festland, die sinngemäß zu den Kämpfen um die Mandchurie und Nordchina führte, deren Zeugen wir heute sind.

Ein Sonderzug brachte uns zur Hauptstadt des Landes, Keijo oder Seoul genannt. Die kurze Fahrt von wohl einer Stunde führte durch ein mit Fleiß bestelltes Land: allenthalben Reiskulturen, Obstplantagen und Getreidefelder, aber alles noch im Winterchlummer, des Frühlings harrend. Die Behauungen der Bevölkerung erscheinen sehr ärmlich: mit Stroh gedeckte Lehmbauten, ganz unregelmäßig in die Landschaft verstreut. Hier fehlt doch noch die ordnende Hand, die wir in dem Hauptort schon stark spürten. Bald werden im Reichbild von Keijo Hüften und unscheinbare Häuschen verschwinden sein, um der neuen, modernen Stadt Platz zu machen. Breit angelegte Straßen und schöne Regierungsgebäude geben schon den Auftakt dazu. Ordnung und Sauberkeit herrschen und verraten das Umfichgreifen japanischer Kultur.

In dem erst so verhältnismäßig kurze Zeit unter Japans Einfluß stehenden Korea spürt man in dieser Weise schon überall die verschönernde Hand eines staftvollen Volkes. Welcher Untergrund zwischen den weit herrlicheren, aber verfallenden Tempeln Pekings und dem alten Seoul! Die Paläste hier können nicht wetteifern mit den Prachtwerken aus der chinesischen Kaiserzeit, haben aber vor ihnen voraus, daß man sie zu erhalten befreibt ist. Hier wachsen auf den Dächern der Tempel keine Bäume, kein Gras. Kein Ziegel fehlt, alles ist so ausgebessert, daß der schöne Eindruck ungemindert erhalten blieb. Nistatöll hütet und pflegt man die Wohnstätte des letzten Herrschers, die Tempel und Tore der Stadt.

Wundervoll, wie alle überliefereten Volkstrachten, ist auch die der Koreaner. Weiß zu tragen, ist den Bürgern vorgeschrieben. In langen Röcken über weißen Beinleidern, die am Knöchel zugebunden sind, gehen die Männer, die Frauen in weiten weißen Röcken mit Jade. Bunte Farben sind lediglich dem Adel vorbehalten. Originell ist die Kopfbedeckung der Koreaner: ein kleiner schwarzer Zylinder aus Rohhaargeflecht ist auf einer Kappe befestigt die von einem Gummiband gehalten wird. Die Frau hat als Kopfschmuck eine kleine bunte Haube, ähnlich einer Krone mit Stiderei. Da wir gerade an einem Feiertag hier eintrafen, konnten wir viele der Bewohner in ihrer Volkstracht bewundern.

Im Choien-Hotel wartete nach dem Mittagessen eine Vorführung koreanischer Tänze auf uns. Diese Tänze sind religiöser Art, und bestehen aus sehr ruhigen Bewegungen zu einer Begleitmusik, die leider ebensowenig zu sagen weiß, wie jene selbst. Die Tänzerinnen sind zwar sympathische Erscheinungen, vermögen aber nicht entfernt die Begeisterung zu wecken, wie wir sie bei ähnlichen Vorführungen in den Tropen erleben durften. Die langsamsten Bewegungen ermüden. Einige Zuschauer waren wirklich eingeschlafen, für mich ein Beweis, daß nicht ich allein die Vorstellung langweilig fand.

Die Zeit zum Abschied war gekommen, er fiel uns diesmal nicht so schwer wie an manchen anderen Orten. Mit unserem Sonderzug fahrten wir zum Heimschiff zurück, das uns nun in zwei Tagen nach Nagasaki bringen soll, von wo ich hoffe, viel Neues berichten zu können.



Wachtürme auf der Großen Mauer

*) Veragl. Nr. 45, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181 und 183.

Von Klara May

XIX. *)

Japan, das geheimnisvolle Land, ist erreicht. Noch vor fünf Jahren soll man von den Deutschen, die hier landeten, Fingerabdrücke genommen haben. Ob es wahr sein mag? Der Mythen sind gar zu viele.

Wir wurden jedenfalls überall freundlich empfangen. Das Land ist paradiesisch schön. Nagasaki liegt märchenhaft, und die beginnende Blütenpracht erhöht noch den Zauber der Landschaft. Unser Ausflug hinauf auf den Kara-hachi-kei-Hügel im Frühlingssonnenschein über grüne, blühende Hänge verkehrte uns immer und immer wieder in staunende Bewunderung. Die Kirichen beginnen zu blühen; aber wie blühen sie hier! Wie Rosen so groß die gefüllten, tiefrosa leuchtenden Blüten. Wir kennen diese Art nicht; das milde, feuchtwarne Seeklima Japans zeitigt natürlich ganz andere Blüten, als bei uns gedeihen. Traumhaft schön ist der japanische Frühling, und man kann begreifen, daß das ganze Land wie in einem Rausch lebt zur Zeit des Kirischblütenfestes. Der Fremde, der Augen und Sinne aufst, lernt den Glauben verstehen, der die Japaner so innig mit einer Natur verbindet, in der sich die Gottheit in solcher Schönheit offenbart. Alle Gebräuche des Shintoismus und des japanischen Buddhismus, der ein ganz anderer ist als der indische, wurzeln in der Natur. Als Stammutter des japanischen Herrschers, der der Bruder auch des ärmsten Untertanen ist, erscheint die Sonnengöttin. Als Einheit empfindet sich das Volk, das seit 2600 Jahren zusammensteht, ununterbrochen sich selbst erzieht, den heiligen Boden des Vaterlandes schützt und behütet mit Opfern an Gut und Blut, den Boden, der noch nie erfolgreich von Feinden betreten wurde. Mit Liebe hängen alle Japaner an ihrem Vaterland, das sie frei und rein zu erhalten streben, wie ihre Ahnen es ihnen hinterließen. So soll es auch auf ihre Kinder übergehen.

Das Wort Shintoismus stammt vom japanischen „Shin-tao“ und bedeutet soviel wie „Der Weg zu Gott“. Die Japaner behaupten, diese Glaubensform sei im 7. Jahrhundert v. Chr. entstanden. Nach den heiligen Büchern und Sagen war damals der Anfang der Welt; damals gebar die Sonnenkönigin Amaterasu den ersten Mikado Jimrau Tenno.

In den Shinto-Tempeln sind keine Götterbilder zu finden, vergöttlicht aber werden tau-

Dinge, auch Bäume, Felsen usw. So genießt der Fujiyama, der heilige Berg, den der Japaner gewöhnlich den hochgeehrten Herrn Fuji nennt, göttliche Verehrung.

Die Japaner sind liebenswürdig, zuvorkommend und stets hilfsbereit. Sie sind wunderbar feinfühlig, haben Herzenstakt und sind rücksichtslos in jeder Hinsicht. Sie achten seelische Grenzen, die man nicht unaufgefordert überschreitet; werden aber diese Geleze übertreten, so gibt es kein Verzeihen.

Noch heute werden alle wichtigen Ereignisse und Bekanntmachungen im Tempel zu Ise verkündet. Ein Beweis dafür, daß der alte Ahnen- und Naturglaube nach wie vor im Volke lebt und Staatsreligion ist wie vor Jahrtausenden.

Die japanische Kultur ist nicht ursprünglich, nicht bodenständig. Sie ist im Grunde chinesischen Ursprungs, mit indischem, auch griechischem und neuerdings westeuropäischem Einschlag. Ehe die Schriftzeichen und die Bildung Chinas (um 400 n. Chr.) über Korea nach Japan kamen, war das Inselreich ein kulturarmes Land, das nicht einmal eine Schriftsprache besaß. Dann freilich haben die Japaner das chinesische Geistesgut nicht nur überraschend schnell aufgenommen, sondern auch auf allen Gebieten geschickt ausgebaut. Namentlich in der Malerei, der Plastik und der Baukunst kann Japan beachtliche eigene Leistungen aufweisen.

Ueberhaupt kommt man bei näherem Zusehen zu folgendem Ergebnis: Auf den ersten Blick mag die japanische Welt als eine leicht abgewandelte Kopie der chinesischen erscheinen. In Wahrheit bestehen grundlegende Unterschiede, die sich vor allem im sozialen Aufbau beider Völker offenbaren.

Der chinesische Staat stützte sich seit je auf ein vornehmlich literarisch gebildetes Beamtentum. Der Beruf des Soldaten stand dort in geringem Ansehen. Der Gelehrte galt als der ideale Menschentyp. Die Japaner dagegen sind schon immer Krieger gewesen. Bereits als der erste Ansturm der Abendländer die Küste Japans berührte, waren ritterliche Tugenden wie Mut und Treue für den Herrscher durchaus lebendig in der sozialen Oberlicht Japans. Ferner war Japan schon immer in viel höherem Maße als China ein straff zusammengefaßter Einheitsstaat. Daher war es auch ganz anders darauf vorbereitet, seine Selbstverteidigung in die Hand zu nehmen.

Nun aber rüttelt eine neue Zeit mächtig an den Grundpfeilern, auf denen das Gebäude des japanischen Volkstums ruht. Mit der Ausbildung einer modernen Kriegsmacht war notwendig die

Schaffung einer Industrie nach europäischem Vorbild verbunden. Die Industrialisierung aber förderte die Auflösung des alten japanischen Familienlebens, ebnete die Bahnen für das Vordringen abendländischer Lebensformen und Gedankengänge. Die japanische Jugend von heute steht unsicher und zwiespältig zwischen ihrer Ehrfurcht vor alter Ueberlieferung und dem Ehrgeiz, das berauschende Neue aus Europa und Amerika zu übernehmen oder gar zu überbieten. Eine Verschmelzung beider Strömungen scheint undenkbar, weil sie zueinander im Gegensatz stehen wie Feuer und Wasser. Und so muß die Zukunft lehren, wohin die Entwicklung führen wird.

Das Alte liegt den Japanern tief und schwer im Blut. Noch immer lebt das Heroische in ihnen. Die Gebräuche der Vorfahren sind nicht ausgestorben, auch das Harakiri lebt noch. In aller Erinnerung dürfte noch der durch Harakiri herbeigeführte Freitod des Marschalls Nogi sein, des Helden von Port Arthur. Die Tat geschah im Jahre 1912. Der Selbstmord als Opfer der Persönlichkeit ist ein Begriff, den schon die Antike kannte. Er gilt aber auch dem Japaner als Zeichen höchster Tugend und Bewährung. Man denke an das lenkbare Torpedogeschöß, worin ein Mann eingeschlossen ist, um den Schuß sicher zum Ziel zu führen. Er findet unweigerlich den Tod dabei. Wie viele japanische Soldaten hatten sich dazu freiwillig gemeldet!

Andererseits aber zerlegt die Zivilisation der Neuzeit die alten Sitten und Gebräuche. Heute fährt die Kaiserin im Auto zum Ahnentempel und trägt moderne Pariser Kleider, in denen die Japanerin leicht zur Karikatur wird. Sonst aber schreitet die japanische Frau noch in ihrem herrlichen Kimono einher, woran der Obi (Gürtel) besondere Beachtung verdient. Bei seiner Wahl trägt die Japanerin nicht nur der jeweiligen Jahreszeit Rechnung, sondern auch ihrer Stimmung.

Es wäre noch so viel zu sagen über Japan und die Japaner, aber Raum und Zeit mangeln. Dagegen war es nötig, diesen kurzen Ueberblick zu geben, um die Sitten und Lebensformen des Volkes verständlich zu machen, von dem im nächsten Bericht noch weiter die Rede sein wird.

Schließen möchte ich heute mit einem Hinweis darauf, daß auch der Japaner das Hafentanzzeichen, die Swastika, kennt. Es erscheint hier an heiligster Stelle im Sonnentempel in Ise und in 118 000 Heiligtümern des Landes bis zum Dorftempelchen und zur Feldkapelle. Möchte es auch in unserer Heimat Jahrtausende überdauern wie hier!

*) Vergleiche die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188 und 195.

Don Alara May

XX.*)

Zum ersten Male auf der ganzen Reise konnte unser Schiff die vorgeschriebene Zeit nicht einhalten. Starker Nebel nötigte es, in der Nacht die Fahrt einzustellen und so erreichten wir Beppu einen halben Tag später als vorgesehen.

Der Empfang in Beppu war einzig schön. Der ganze Hafen prangte im Schmud der Kirschblüten. Schulkinder standen am Wege und sangen zu unserer Begrüßung. In keinem der vielen Häfen, die unser Schiff anließ, hat man uns so bewillkommen. Das japanische Volk ist so freundlich, daß man ihm gut sein muß. Wieder, wie tags zuvor, hatten wir Sonnenchein, wenn auch noch keine Dunstschleier die herrliche, von Bergen umsäumte Bucht einhüllten. Schwer und ernst lag ein mächtiges japanisches Kriegsschiff im Hafen. Es feuerte zum Empfang Raketen in die Luft, die oben plagten und die Flaggen der verschiedenen Nationen niederschweben ließen. Für uns erschien die schwarzweißrote, nicht auch die Fahne mit dem Hakenkreuz. Vielleicht hat man bei der Herstellung der Raketen nicht daran gedacht, daß man uns damit eine noch viel größere Freude gemacht hätte.

Hier in Beppu grüßte uns der wundervollste Frühling. Azaleen, Rhododendren, Kamelien und zahllose Frühlingsblumen mischten sich in die Kirschblütenpracht. Das satte, üppige Laub der Bäume wetteiferte mit dem zarten Grün der Reisfelder, die kurz vor der Blüte standen. Alles Land ist hier ausgenüht und in sorgloser Pflege. Das bedingt der knappe Nährboden Japans.

Ein herrlicher, sonniger Morgen brach an am nächsten Tage. Die schönste aller japanischen Inseln, die den Japanern heiligste, *Miyajima*, lag vor uns. In einer Nachtfahrt war sie erreicht. Ein Sonderdampfer übernahm die Fahrgäste der „*Relolute*“ und brachte uns alle zur Insel, die noch von zartem Morgendunst umhüllt war. Auf der halbkründigen Fahrt vom Heimatsschiff hinüber hingen aller Augen an dem vor uns liegenden herrlichen Eiland, das einem Böckleinbild gleicht. Man vermutet dort den Heiligen Hain, der sich dann auch wirklich offenbart.

Berühmt ist *Miyajima* durch das „*Wasser-tor*“, einen stilkvollen Bogen mitten in den Fluten, eine uralte Kultstätte. Es steht als

Wahrzeichen vor der Insel. Dahinter streben die bewaldeten Berge empor. Sie bergen in ihren Wäldern unter Blüten- und Laubbäumen halb verdeckt ehrwürdige Tempel und Heiligtümer.

Auf dieser parkartig angelegten Insel mit ihren Heiligtümern lernt man so recht die Gartenkunst der Japaner würdigen. Wie hier auf der Insel im großen, so fühlt man auch in der kleinsten Gartenanlage, daß diese Gartenkunst das Ergebnis tiefglaubigen Naturgefühls ist. Es ist ein machtvolles Ausstrahlen feinsten Naturempfindens, das seinen Höhepunkt in den Tempelanlagen erreicht. Sie sind Bläse andachtsvollen Träumens, verklärten Friedens, Meisterwerke unbewußter Formensönheit, an-erzogenen Kunstsinns durch Generationen seit uralter Zeit.

Daheim hat man von Japan im allgemeinen nur die Vorstellung, die uns etwa die Oper „*Madame Butterfly*“ gibt. Danach sind es die Geishas, der Kern des *Butterfly-Idylls*, die Kirschblüten und die *Kimonos*, die für unsere Begriffe Japan ausmachen. Vielleicht gefällt sich diesem äußerlichen Bild noch die billige Lackware hinzu, die in Europa als Massenartikel auf den Markt kommt und nichts mit der hohen Kunst zu tun hat, die in Japan tatsächlich bei der Herstellung von Lackwaren zum Ausdruck kommt. Wir hatten Gelegenheit, eine Lackwarenfabrik kennenzulernen. Man kann sie mit unserer Meißner Porzellanmanufaktur vergleichen. Künstler ersten Ranges entwerfen die Bilder und übertragen sie in jahrelanger Arbeit auf Gegenstände, die wegen ihrer Kostbarkeit durchaus nicht allgemeine Handelsware sind. Vom Kaiserhaus waren Bestellungen in Arbeit, von deren Schönheit wir keine Vorstellung haben. Der Lack wird immer und immer wieder der Hitze ausgesetzt und geschliffen. Dann werden die feinen Goldornamente eingesetzt, *Hantierungen*, die Jahre beanspruchen. Wir sahen einen Kasten, der zu einem kaiserlichen Auftrag gehörte. Er hatte drei Jahre Arbeitszeit beansprucht; der Preis war 12 000 Yen (ein Yen jetzt bei der Entwertung 80 Pf., sonst 2 RM.). Und wie hier im kleinen, so ist es auch im großen. Die landläufigen Vorstellungen von Japan stimmen nicht.

Die Kirschblüten blühen dort so wie bei uns etwa die gefüllten Kletterrosen. Was unsere Frauen als *Kimono* tragen, trägt keine Japanerin besserer Kreise. Hier erfordert jedes Alter, jeder Stand, jede Gelegenheit ihr Gepräge, den besonderen *Kimono* mit dem dazu

gehörigen *Obi*, dem Gürtel, der nicht nur dem Anlaß des Tragens, sondern auch der jeweiligen Stimmung der Trägerin entsprechen muß. Die Dame trägt den eigens für sie hergestellten Schnitt mit dem Abzeichen ihrer Familie, einer Blume, einem Ornament usw. im runden Felde. Solche Stücke kommen ebensowenig in den Handel, wie die feinen Lackwaren. Und wie mit den Kirschblüten und den *Kimonos*, so ist es auch mit den Geishas. Auch da machen wir uns ein falsches Bild.

Die Geisha darf nicht mit den einfachen Dienerrinnen in den chinesischen Teehäusern verwechselt werden; sie ist ganz Dame und muß vor allem gebildet sein. Sie ist dazu da, die Gäste im Teehaus zu unterhalten. Sie muß auf allen Gebieten zu Hause sein: Musik, Literatur, Sprachen, Philosophie, auch Tanz sind Hauptbedingungen, und sie muß der Teezeremonie vorstehen und sie leiten können, eine Sache, die ich später noch berühren werde.

Geisha kann nicht jedes Mädchen werden. Schönheit und Klugheit sind die ersten Voraussetzungen, ohne die kein Mädchen hoffen darf, in eine Erziehungsanstalt für Geishas aufgenommen zu werden. Die Geisha im Teehaus ist oft Vermittlerin bei Geschäften der Männer. Sie wird je nach ihrer Leistung dafür bezahlt.

Worin diese Leistung etwa besteht, erhellt vielleicht folgende Erwägung. In Japan gilt es als grobe Unhöflichkeit, eine Frage mit einem „Nein!“ zu beantworten. Ebenso unhöflich aber erscheint es, eine Frage zu stellen, die ein „Nein!“ erwarten läßt. Und der Japaner ist grundsätzlich nicht unhöflich. Ob da nicht oft eine taktvolle Frau, wunderbar ausgleichend, zwischen den Verhandlungsnden vornötig ist?

Dem unverheirateten Manne würde es verübelt, wenn er im Geishahaus verkehrte. Es würde ihm die Heirat mit einem Mädchen aus alter Familie unmöglich machen. Dem verheirateten Manne aber ist es erlaubt, sich eine Geisha zu halten, je nach seinen Vermögensverhältnissen. Die dafür aufgewendeten Summen werden sogar öffentlich genannt und verschaffen dem Mann ein gewisses Ansehen.

Hier sei anschließend gleich noch einiges über die Stellung der Frau in Japan gesagt: Heute noch ist die verheiratete Japanerin ausschließlich ans Haus gebunden, wenn man ihr auch nicht, wie vielfach noch in China, die Füße verunstaltet, um sie an schneller Fortbewegung zu hindern. Diesem Zweck diente nämlich die Verküppelung einst, nicht der Züchtung schöner Füße, wie vielfach angenommen wird. In

China sahen wir noch viele dieser armen Wesen, in Japan dagegen nicht eine einzige. Die japanische Frau ist in erster Linie Mutter und treuer Hausgeist. Als Mädchen wird sie sorgfältig für diesen Beruf erzogen. Wenn auch ein Mädchen bei der Geburt den Eltern nicht so viel Freude macht, wie ein Knabe, so steigt doch später ihr Wert, wenn sie ein schönes Kind ist und sich gute Eigenschaften bei ihr entwickeln, die durch die Erziehung noch gepflegt werden. Alle Mädchen aus guter Familie müssen bei den Geishas Musik erlernen. Dort wird vor allem das beliebteste Instrument, das *Koto*, gespielt, eine Art Harfe, ferner auch das *Schamischpiel*. Dann gibt es aber auch noch Tanzunterricht. Freilich handelt es sich hier um eine ganz andere Art Tanz als bei uns, denn die vornehme Japanerin alten Stils läßt sich von keinem Mann beim Tanz berühren. Die Damen tanzen unter sich wundervolle, graziose Tänze, wozu auch der Kirschblütentanz gehört, auf den ich später zurückkomme. Außer in diesen Kreisen unterweist die Geisha das junge Mädchen darin, wie es seinen künftigen Gatten zu bedienen hat, denn die Frau ist keine erste Diennerin bei Tisch. Er speist allein und sie bedient ihn knieend. Diese Pflicht übt auch heute noch die Mutter bei dem erwachsenen Sohn aus, wenigstens in Familien, die nach alter Sitte leben.

Wenn im japanischen Haus auch wundervolle Einfachheit herrscht und alle Staubfänger, wie Teppiche und Polstermöbel, fehlen, so macht das Schmücken der Räume mit Blumen doch viel Arbeit. Das japanische Mädchen muß eine Blumenschule durchmachen.

Die Vasen mit den Blumen sind erlesene Kunstwerke. Jeder Monat hat seine besonderen Blumen. Der Hausaltar braucht für jede Gelegenheit und Zeit einen anderen Schmuck; immer wechselt das *Katimono* (Wandbild), und die passende Vase mit Blumen. Dazu gesellt sich die Gartenpflege, wohl die schwerste der Künste einer Frau, denn der japanische Garten, mag er auch noch so klein sein, ist das entzückendste Kunstwerk, das man sich denken kann. Es ist ein Märchenreich und ein Gottesreich zugleich, es ist der Haustempel der Japaner. Die Frau aber ist die Hüterin, die Pflegerin dieses Heiligtums.

Man sieht, die junge Japanerin hat viel zu lernen, viel zu können. Sie wird in der Ehe aber auch danach gewertet und bildet nach der Verheiratung den wahren Mittelpunkt der neuen Familie.

*) Vergl. die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195 und 202.

Zu unserer großen Freude durften wir am 20. April morgens in Kobe noch vor Verlassen des Schiffes einer Geburtstagsfeier unseres Führers beiwohnen. Schiffsmannschaft und Reisende hörten gemeinsam eine Rede unseres Reiseleiters, der ebenso wie die gesamte Besatzung S. Mann ist. Neben unseren Hymnen sang die Besatzung noch das Lied der Marine-S. ein Gelöbnis, auch in der Fremde der Heimat und dem Führer in Ehren zu dienen, das uns tief bewegte.

Als wir von der Feier kamen, standen liebe Freunde, Herr und Frau Futuhara, schon im Schiff und begrüßten uns mit den in Japan üblichen Verbeugungen — denn Handgeben und Händeschütteln ist dem Japaner unangenehm. Hierauf hatten wir noch einmal die Freude, in einem japanischen Hause, diesmal aber allein, zu Gast zu sein, und hier sollte uns eine besondere Ehrung zuteil werden, die Teilnahme an einer Teezeremonie.

Das idyllische, auf halber Bergeshöhe gelegene Heim der Familie F. ist von einem weiten Garten umschlossen. Natürlich fehlte in diesem Park auch nicht die Ahnenlaterne im lauchigen Grün. Sie darf nicht fehlen, denn sie gibt dem Ganzen erst die Weihe; ein unbeschreiblicher Zauber geht von ihr aus, von dem wir daheim keine Vorstellung haben. Diese Steinlaternen erheben den Garten der Japaner zu einem Heiligtum. Wundervoll muß es sein, wenn am „Bo-Fest“, dem Tage Allerseelen, im ganzen Land die Laternen vor jedem Heim erleuchtet sind. Sie sollen den abgehenden Seelen den Weg zu den Hinterbliebenen zeigen.

Schließlich wurde uns gelagt, daß wir jetzt der Teezeremonie beiwohnen könnten. Glücklicherweise hatten wir darüber gelesen, wie diese besondere Handlung vor sich geht. Es ist ein Akt ernster Sammlung, der bei wichtigen Ereignissen vorgenommen wird, z. B. von Generalen vor der Schlacht. In unserem Fall war es Willkommen- und Freundschaftsbezeugung. Für die Zeremonie ist in jedem besseren Hause ein gelonserter Raum vorhanden, der quadratisch ist und einen direkten Ausgang nach dem Garten hat. Ein Umstand, der mich vermuten läßt, daß von Rechts wegen vorher der Ahnenlaterne ein Besuch abzufassen ist.

Eine 20jährige Nichte übte für uns die Pflichten des Teebereitens. Sie brachte einen anderen kleinen Tisch herein mit den nötigen Gefäßen und Zutaten darauf und kniete sich auf einem Kissen etwas abseits davon nieder.

Unsere junge Japanerin in dem reichen hellen Kimono nahm nun ein rotes Seidentuch von ihrem Tisch und faltete es in bestimmter Weise über ihre linke Hand, für sie selbst eine Gelegenheit, sich zu sammeln und zu beten. Nun wurde mit etwas heißem Wasser aus dem Kessel erst der Fajerpinsel gereinigt, dann der Löffel, mit dem man den Tee aus der Büchse nimmt, zuletzt noch die Trinkschale selbst. Erst danach wurde der frische grüne Tee hineingetan, etwas Wasser daraufgegeben und mit dem Fajerpinsel schaumig geschlagen.

In unserem Fall erhob sich das Mädchen und reichte die erste Schale auf einem Brotatbedecken der Hausfrau, da nur sie und wir zwei Gäste den Tee gereicht bekamen. Sonst dürften wohl die Herren zuerst an die Reihe kommen. Nun wurde in einer zweiten Schale Tee bereitet und mir gereicht. Ich hatte gesehen, daß die Hausfrau vor dem Genuß von einer süßen Paste aus Bohnenmehl und Zucker etwas mit dem Eßtäschchen abgehoben und gegessen hatte. Ich tat das gleiche und nahm dann die Schale vorschriftsmäßig nur mit der rechten Hand, wobei der Daumen in die Schale faßt, auf meinen linken Handteller, drehte sie um 90 Grad und trank dann.

Daß wir so vorschriftsmäßig und mit aller Feierlichkeit mittaten, erweckte uns größte Sympathie. Jetzt wurde uns beantwortet, was wir nun fragen mochten. Die Prachtkimonos wurden uns gezeigt, der Schrank mit den Hausaltarpuppen, die Obis (Gürtel) vorgebunden und dergleichen mehr. Dabei erfuhren wir, daß die



Straße zum Kasuga-Tempel

Abzeichen auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern die Familie angeben. Der Kaiser hat die bekannte Chrysantheme. Futuharas haben drei weiße Punkte. Es ist also eine Art Wappen.

Auch Nara, die einstige Landeshauptstadt, besichtigten wir und unternahmen eine Radschuh-Rundfahrt durch den herrlichen Tierpark. Da lernten wir so recht die rührende Tierliebe der Japaner kennen, der wir auch schon früher in den Tempelbezirken begegneten. Weiter ging es zu dem herrlich gelegenen Kasuga-Tempel, der wie alle Bauten von einem Tempelhain umschlossen ist.

Noch am selben Abend erreichten wir Kyoto, die alte Kaiserstadt mit ihren herrlichen Parkanlagen, die Stadt der Ruhe und Vornehmheit, das japanische Potsdam. Kyoto, gesehen zur Kirschblütenzeit, von Sonne überflutet, ist ein Eindruck fürs Leben. Wer könnte die hängenden Kirschblütenzweige und den Garten des Heian-Tempels vergessen? Die Riesentampferbäume davor und das Nijo-Schloß selbst, ein altes prinzigliches Palais, das jetzt der Deffentlichkeit zugänglich ist! Dessen Malereien freilich werden noch weit in den Schatten gestellt von denen im alten Empfangshaus des Chion-in-Klosters, das wir gleichfalls besuchten. Man darf da ringsherum wandern und in die einzelnen Räume hineinblicken. Die Stimmung der alten Malereien wird sich selbst primitiv empfindenden Menschen mitteilen, sei es — um etwas herauszugreifen — die Eleganz des Kranichzimmers oder die schwere Stimmung der Wintermalerei oder das Duftige der Kirschblüten und Vögel. Wir hatten noch dazu das Glück, einem Gottesdienst in der schönen Tempelhalle beiwohnen zu können, den ein vorlesender Priester leitete, während 200 Priester, je 100 an jeder Seite, mitliefen, alle angetan mit köstlichster Seide und reichstem Brotat, ein Bild, prächtig wie eine Pontifikal-Messe in Rom. Auf die Vorlesung folgte ein feierlicher Umzug der Priester unter dumpfer Musikbegleitung. Das machte auf mich denselben Eindruck wie die Abendmahlszene der Ritter in Wagners Parsifal.

Uebrigens war das Oberhaupt des Klosters am 13. April, also eine Woche vor unserem Besuch, im Alter von 103 Jahren gestorben. Da nun gerade Kirschblütenzeit war, hatte man die Beisetzungsfeierlichkeiten in den Mai verschoben.

Man muß abends durch die Theaterstraße von Kyoto gehen und dort unter dem hängenden künstlichen Kirschblütenschmuck das fröhliche Volk beobachten und noch mehr im Maruyama-Volkspark, dann begreift man ein Stück vom Zauber Japans. Trotzdem neben dem Tee überall Sate,

das ist Reiswein, ausgeschenkt wurde, herrschte nur Feststimmung, nirgends war eine Ausschreitung zu beobachten.

Der Kenntnis halber waren wir auch in einigen Kinos, um die Gewandtheit der bekanntesten japanischen Schauspieler zu studieren. Die auch in Kyoto aufgeführten neuesten europäischen und amerikanischen Filme zogen uns natürlich nicht an. Dagegen haben wir nicht versäumt, eine Vorstellung des berühmten Kirschblütentanzes im Kaburenjo-Theater beizuwohnen. Der Kirschblütentanz wird auf einer Bühne vorgeführt. Vor der Bühne rechts und links, an den Seiten des Zuschauertraumes, sitzen je 12 Geishas, die auf alten japanischen Instrumenten die Tänze begleiten und dabei den Bewegungen der Meisterpielerin folgen.

Die Tänze darf man sich nicht als Rundtänze vorstellen. Alles ist Rhythmus, edelste Bewegung. Der Kirschblütentanz ist eine Art Dankdarbietung für die neu erstandene Blütenpracht des Frühjahrs. —

Doch ich muß eilen, mit der Schilderung meiner Eindrücke in Kyoto zu Ende zu kommen. Zu erwähnen ist vor allem noch Higashiyongwanji, die größte Tempelanlage Japans, zuerst im 1600 errichtet. Sie brannte viermal ab, das letztmal 1895. Als man das Heiligtum wieder aufbaute, gingen die Wogen der Begeisterung so hoch, daß sich die Frauen ihre Haare abschnitten, um Seile daraus anzufertigen, mit denen die schweren Balken hochgewunden wurden. Eines dieser Seile ist 110 Meter lang und 40 Zentimeter stark. Wir sahen diese Seile in der Vorhalle des hölzernen Tempels.

Dann erregte der alte Nijo-Palast unsere Aufmerksamkeit. Ein Bauwerk, ganz in der Art der Bürgerhäuser der vornehmen Japaner von heute, nur daß es mehr Räume enthält als diese. Alles ist schlicht und einfach. Und schlicht und einfach scheint auch das Palais des Kaisers zu sein, das Fremden allerdings unzugänglich ist. Eine hohe Mauer umgibt es, und ein Wassergraben schließt das Ganze ein. Das Palais des Kronprinzen dagegen ist ein modernes Schloß, rein europäisch gebaut und nur von einem Eisengitter umgeben. Den Bau leitete seinerzeit ein Berliner Architekt.

Am andern Tag besuchten wir noch das Heian-Shrines mit seinen schönen Anlagen und dann einen alten Friedhof auf halber Bergeshöhe mit wundervoller bewaldeter Umgebung. Hier ruhen friedlich nebeneinander die Anhänger der verschiedenen Konfessionen. Der Shintoglaube läßt neben sich jede Anbetungsform gelten; Friedfertigkeit und Duldsamkeit sind ihm erste Pflicht.

*) Vergl. die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202 und 209.

In der Nacht zum Sonntag begann die Eisenbahnfahrt nach Kozu, dem Fuji-san entgegen, dem heiligen Berg der Japaner. Der Fuji-san ist ein Vulkan, doch ist seit 200 Jahren kein Ausbruch mehr erfolgt. Dennoch gilt der Berg als gefährlich. In jeder zweiten Nacht läßt er ein dumpfes Rollen ertönen. Dann bewegen sich wie durch Spuk leichte Gegenstände im Raum. Auch das benachbarte Hakonegebiet, in dem Miyanoshita liegt, mit dem schönen Fujiya-Hotel, ist ein unruhiger Boden.

Ein gütiges Geschick ließ uns den Fuji-san schon früh 5 Uhr im ersten Sonnenschein vollkommen frei von Wolken sehen. Er beherrscht weithin, auf 60 Meilen im Umkreis, die Landschaft. Kein Wunder, denn er ist 3775 Meter hoch. Sein Gipfel ist bis weit hinab mit Schnee bedeckt. Feine, weiße Dampfwolken entsteigen dem Krater. Und das alles im blühenden Frühlingsschilde Japans. Der Anblick ist gewaltig.

Von Kozu fuhrten wir hinauf nach Miyanoshita und zum Fujiya-Hotel, einer der schönsten Gaststätten der Erde. Nach kurzer Rast folgte die Besichtigung des wundervollen Parks mit den heißen Quellen, die ein großes Schwimmbad speisen, hoch oben am Berg in freier Sonne; auch den berühmten weißen Hahn sahen wir, dessen Schwanzfedern eine Länge bis zu 20 Meter erreichen. Das heißt, der schöne Hahn steht nicht ganz einzig da. Es leben zur Zeit fünf solche Tiere. Sie sind aber eine große Seltenheit, und man züchtet sie nur hier. Sie erreichen bei sorgsamer Pflege ein Alter von neun Jahren.

Nun ging es hinauf in die Berge, über die Paßhöhe hinweg. An den Hängen leuchteten Hunderte von blühenden Kirschbäumen im dunklen Grün der Tannen. Jede Biegung, jede neue Steigung löst eine neue Fernsicht, ein neues, immer schöneres Bild aus. So gelangten wir zum Nago-Paß mit dem unvergleichlichen Blick auf den Fuji und auf den Hakone-See. Ein Eindruck fürs Leben, den kein anderer je überbieten kann.

Über den Paß zurück führen wir nach Kamakura, zum Daibutsu (nicht zu verwechseln mit dem von Nara!), gleichfalls einem herrlichen Buddha-Bildwerk. In erhabener Ruhe, dem ewigen Meere zugewandt, thront die Figur 16 Meter hoch auf ihrem Sitz. Sie ist aus Bronzeplatten geschmiedet, die mit dem Meißel in höchster Vollendung bearbeitet und leicht mit Gelbrot getönt sind. Der Ausdruck von Weltüberwindung, Verjüngung, wie diese Plastik ihn zeigt, ist einzig. Das Werk stammt aus dem 13. Jahrhundert. Lange verweilten wir davor, in seinen Anblick verunken. Den Japanern ist dieser Buddha ganz besonders heilig, weil viele Erdbeben alles ringsum zerstörten, aber keines dem Buddha etwas anzuhaben vermochte. Der Daibutsu stand ursprünglich in einem Tempel, den Erdbeben und Feuer vernichteten. Der Gott allein blieb unberührt.

Ganz anders als im Innern des Landes, wo alte Eigenart noch stark lebendig ist in allem, zeigt sich Japan in den großen Städten, besonders in der jetzigen Landeshauptstadt Tokio. Hier mischen sich Europa und Asien. Das Erdbeben 1930 und 1931, das hier arge Verwüstungen anrichtete, machte die Europäer ängstlich und jaghaft, viele verscheuchte es. Ganz anders nahm der Japaner das schlimme Geschehen hin. Das Erdbeben gehört zu seinem Lande. Mit Gleichmut erträgt er in scheinbar unerschütterlicher Ruhe jedes Unglück, das ihm das Schicksal sendet. Die Schäden werden ausgebessert, die Häuser wieder aufgebaut. So erstand auch Yokohama größer und schöner denn je; es ist heute die bedeutendste Hafenstadt Japans.

Fast scheint es, als steigere das Unglück die Arbeitsmut der Japaner. Sie haben keinen Sonntag. Nur am 1. und 15. im Monat ist Feiertag. Täglich arbeitet man neun bis zehn



Der Daibutsu von Kamakura (Japan)

Stunden. Eine gesetzliche Regelung gibt es nicht. Das Einkommen des ungelerten Mannes bis zum Alter von 20 Jahren beträgt pro Tag 80 Sen, von da ab bis zum 35. und 40. Jahr steigt der Lohn auf 2 bis 2,50 Yen. (100 Sen = 1 Yen, wobei 1 Yen ursprünglich 2 RM. galt, jetzt allerdings nur 80 Kpf.)

Bei diesen niedrigen Löhnen, die der Industrie zugute kommen, wird diese von der Regierung auch noch in jeder Weise unterstützt. Aus diesen Tatsachen erklärt es sich, daß der Ausfuhr Europas und Amerikas hier eine schwere Konkurrenz erwächst, zumal die japanischen Waren von guter Beschaffenheit sind. Leistung bei so niedrigen Herstellungskosten, vor allem so niedrigen Löhnen ist freilich nur möglich, weil dem Japaner kein Opfer zu groß ist für sein Vaterland.

Wir wohnten in Tokio im Railway-Hotel und standen am anderen Tag schon früh 4 Uhr auf, um den ersten Zug nach Nikko zu benützen. Die Tempel von Nikko, deren Prunk alles bisher Gesehene übertrifft, mußten wir noch sehen. Eine dreistündige Fahrt brachte uns ans Ziel. Es regnete. Wir durchfuhren die wundervolle alte Krüppelallee, die zu den Tempeln führt. Wir besuchten die Heiligtümer, deren reiche, überladene Pracht an unser Barock erinnert. Man wird berauscht von all der Kunst, die sich dem Auge aufdrängt. Freilich ist die Heiligkeit der schlichten, ruhigen, alten Tempel hier nicht zu spüren. Man scheut sich förmlich, die spiegelglatten, roten Lackfußböden zu betreten. Es mag sein, daß vielleicht auch das ungünstige Wetter und die Uebermüdung keine rechte Freude an Nikko in mir aufkommen ließ.

Durchstrotzen, mit nassen Füßen, kamen wir zur Station, von wo wir die Rückfahrt nach Tokio antraten, und schließlich war ich froh, sobald wie möglich wieder zum Schiff und zur Ruhe zu kommen.

Ehe ich mit diesen Zeilen Abschied nehme von Japan, möchte ich noch einige Worte über die Japanerperlen sagen, die heute im Handel aller Länder eine beachtliche Rolle spielen. Perlen waren einst eine Kostbarkeit, geliebt und begehrt. Ihre Seltenheit und die mühevollen Art ihrer Gewinnung auf Ceylon, in Australien und im Persischen Golf bestimmten früher ihren hohen Wert. Nur die mit Glücksgütern Gesegneten durften sich am Besitz echter Perlen erfreuen. Heute ist das anders geworden. Kul-

turperlen werden heute auf einer wissenschaftlichen Basis gezüchtet, die von Kofichi Mitimoto erfunden und ausgewertet wurde, und zwar in der Bucht von Ugo, Provinz Shima, an der Südküste der Insel Hondu gelegen.

In wunderschöner Gegend, gut geschützter See, die sich 50 Seemeilen weit erstreckt, begann die Perlenzucht im Jahre 1890, und 1894 wurde die erste Ernte halbrunder Perlen gesammelt. Nach langen, zeitraubenden Versuchen gelang es erst im Jahre 1905, die ersten vollkommen runden Perlen in der Zucht zu erzielen.

Das Verfahren ist folgendes: In das Fleisch sorgfältig gezüchteter Austermuscheln werden mit größter Vorsicht kleine Perlen oder kleine Perlmuschelkörner eingeführt. Sie bilden den Kern der zukünftigen Perle. Der einzige Unterschied zwischen einer Zucht- und einer natürlichen Perle ist der, daß das Körnchen hier zufällig, dort absichtlich in die Muschel hineingekommen ist. Nach dieser Operation werden die Auster in Drahtkörben von großen hölzernen Flossen aus auf den Meeresboden gesenkt und verbleiben dort bis zu sieben Jahren, nach dieser Zeit muß der Kern mit einer dicken Perlmasse bedeckt sein und eine schöne runde Perle erzeugt haben. Marktfähige Kulturperlen können aber nicht im Ueberfluß erzeugt werden. 20 Prozent jeder Zucht sterben ab; 20 Prozent bringen kein Ergebnis, und von den 60 Prozent, die geerntet werden, sind vielleicht 4 bis 5 Prozent für den Handel geeignet.

Trotzdem ist der Preis einer Kulturperle nur etwa ein Viertel von dem der schönen Perlen aus Ceylon, Australien oder Persien. Ihr Wert liegt in der Vollkommenheit der Form, der Farbe und des Glanzes. Tokio ist der Haupthandelsplatz der Kulturperlen.

Daß gerade Japan das Stammland der Perlenzüchtung wurde, ist bezeichnend für die Rührigkeit der Japaner. Dieses Inselvolk strebt mächtig nach oben und bedient sich dabei, selbst aufbauend und weiter denkend, aller Errungenschaften der Technik, der Forschung, des Wissens. Daneben scheint es in stiller Abgeschlossenheit noch zu träumen und in der Vergangenheit zu wandeln. Es scheint! In Wahrheit wacht es und lebt und strebt, uns Europäern oft ein Rätsel, ein schönes Rätsel mit seltsamen Eindrücken, die ich gern als den besten Gewinn meiner Reise buche.

* Vgl. die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202, 209 und 216.

Don Klara May

XXIII.)*

Unser nächstes Ziel war Honolulu. Das einheimische Volk begrüßte uns mit dem schönsten seiner Heimatlieder „Aloha De!“, gedichtet von seiner letzten Königin Lilioukalani. In Musik gesetzt wurde es von dem Deutschen Heinrich Berger, der einst die königlich hawaiische Kapelle begründete und sie viele Jahre leitete. Es ist unser „Guten Morgen“, unser „Sei treu“ das beste aber, was Aloha ausdrückt, ist „Ich liebe dich“. Ein Grußlied, ein Abschiedslied mit der Bitte, treu zu sein, wiederzukommen zum Sonnenland, wo der Mensch den Menschen liebt. So recht zum Ausdruck bringt diesen Gedanken erst die deutsche Musik. Dazu kam der Vortrag, der nichts zu wünschen übrig ließ, denn die eingeborenen Bewohner der hawaiischen Inseln sind durchweg sehr musikalisch.

Das paradiesische Eiland erinnerte noch einmal an Bali. Nur daß sich hier hohe Zivilisation der Bevölkerung zur Pracht der Landschaft gesellt.

Hawaii wird auch die Regenbogeninsel genannt, ihrer vielen Niederschläge wegen, denen immer schnell die Sonne folgt, die dann prächtige Regenbogen hervorzaubert. Nicht immer angenehm sind hier die starken Winde. Wir sahen einen Wasserfall, der in seinem Lauf durch den Wind gehemmt wurde. Wie bei einem dampfenden Geysir wurde sein Wasser an den Berg emporgetrieben. Und am Spouting-Horn, von wo sich eine wundervolle Aussicht über die Insel und über das Meer bietet, herrscht ständig ein berartiger Wirbelwind, daß einem die Kleider über den Kopf fliegen.

Von hier aus beluchten wir das im Meer liegende Glasmotorboot. Man fährt damit hinaus zu den Korallenriffen und sieht durch den Glasboden die wunderbaren Gebilde der Meerestiefe, die riesigen Korallenbäume, umgaulelt von bunten Fischen aller Art. Ein wunderbares Erlebnis! Diese Eindrücke verstärkte dann noch der Besuch des Aquariums mit den phantastisch schönen, zum Teil furchterregenden Bewohnern der tropischen Meere.

Das Museum in Honolulu ist als Bauwerk und im Innern so schön, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, das Innere oder das Äußere. Die alten hawaiischen Gegenstände fesselten mich am meisten, zumal ein Feder-Königschmuck darunter war.

Am Nachmittag sahen wir dann noch hawaiische Tänze der berühmten Hula-Hula-Mädchen. Es wurde eine Huldigung der Königin vorgeführt, wie sie wohl zur Zeit der Regentin stattgefunden haben mag. Man war gebannt von den edlen rhythmischen Bewegungen, die uns wie die heiligen Tempeltänze Balis anmuteten. Der Gesang schöner Frauenstimmen, zum Teil auch der Klang einheimischer Musikinstrumente begleitete die Tänze.

Eine Nachtfahrt brachte uns von der Hawaii-Insel Oahu nach der Insel Hilo, wo wir am Hilo-Pier landeten. Auch hier wurden wir von

den Hawaiianern mit Gesang begrüßt; mit Blumenketten geschmückt ging es zu den Wagen, die uns 222 Meilen landein zu den Kratern tragen sollten. Das ganze Gebiet ist seit 1916 amerikanischer Nationalpark, und eine wundervolle Autostraße durchzieht das undurchdringliche Urwaldgelände, das sich zu beiden Seiten dicht an die Straße anschließt. Zuerst führt der Weg noch durch üppige Zuckerrohrplantagen, an Zuckerfabriken und reizenden Villenorten mit üppiger tropischer Blütenpracht vorbei. Kallablüten leuchten da zu Tausenden, herrliche Amaryllis und köstliche Vliesarten, alles Blumen, die wir in Europa mühevoll im Treibhaus züchten. Hier blühen sie in Ueberfülle im Freien. Ich lasse die vielen bei uns unbekanntes Blütenbäume und Sträucher unbenannt. Zum Teil

Strömen, wie bei einem Gewitterregen, der Himmel ist aber auch schnell wieder heiter. Doch die Sonne benimmt sich wie ein launisches Kind. Sie lächelt unter Tränen. Jedenfalls muß man hier das Wetter unter allen Umständen berücksichtigen, und Schirm und Gummimantel müssen ständige Begleiter sein. Im allgemeinen waren wir noch vom Glück begünstigt, denn die schlimmsten Güsse fanden uns immer wieder, nach den Besichtigungen, im Wagen.

Im Nationalpark wurden wir von einem Führer zuerst zu dem unterirdischen Lavafanal geleitet. Es ging tief hinab durch einen Farnbaumwald. Die Stämme der Farnre erreichten hier eine Höhe von 12 Meter, mit Wedeln von 7,50 Meter Länge. Diese Pracht ist fabelhaft. Wie riesige Bischofskähne steigen die neuen

Der Onomea-Bogen



sind mir selbst die Namen fremd, und auch der Leser meiner Briefe wird schwerlich darin Bescheid wissen. Von der Schönheit dieser Blütenpracht gibt ja doch weder eine Beschreibung noch ein Bild einen vollen Begriff.

Die Villenorte, die ich erwähnte, sind modern, in amerikanischem Stil gehalten. Die Wohnungen der Hawaiianer sind wie in Indien und Ceylon auf hohen Pfählen errichtet, ganz einfache Behausungen aus Bambus und Palmblättern.

In schnellstem Tempo steigt unser Wagen die gewundene Straße zur Höhe hinauf, über 1200 Meter hoch. Das Wetter hält sich seinem Ruf entsprechend, der sagt, diese Inseln hätten die meisten Niederschläge der Welt. Es gießt in

Blätter aus der Baumkrone empor. Unser Pfad führte tief hinab ins Innere der Erde und dann durch einen Lavafanal. Dieser bildete sich dadurch, daß die glühende Masse im Kern weiter abfloß, während die äußeren Schichten schon erkalteten und erstarrten. Ein unheimlicher Weg, tief unten im schwach beleuchteten Lavageröll, nahe den schlummernden Kratern. Wir waren froh, als wir wieder ans Tageslicht kamen.

Nun ging es hinein ins eigentliche Kratergebiet. Schon von weitem zeigte es sich an durch das Zurückweichen der Vegetation. Der Pflanzenwuchs wagt sich zwar sofort wieder an die erloschenen Schlünde heran, vor den noch dampfenden Kratern aber zieht er sich schon zurück.

Der Kilauea-Iki wird im Volksmund „Das Haus des ewigen Feuers“ genannt. Aus allen Weltteilen zieht er die Menschen an. Hier kann man die flüssige Lava beobachten, wie sie bis zum Rand des Kraters emporsteigt und dann wieder zurückfällt, gewaltige Dampfs- und Aschewolken ausstoßend. Gale und Dämpfe steigen ständig überall in dem weiten Gebiet empor. In der Kraterzone liegt auch der Mauna Loa, der nur aller vier Jahre arbeitet. Der letzte Ausbruch war 1932. Der Krater füllte sich mit Lava, die reichlich 250 Meter tief hinabströmte und ein Gebiet von 80 Meter überdeckte. Der höher gelegene, immer dampfende Halemaumau zerfiel 1790 die einheimische Arme und zeigte sich fortan dauernd lebendig, ohne jedoch Schaden anzurichten, bis zum Ausbruch 1924. Dann kam die Lava wieder zurück. Im Sommer 1927 war er wochenlang in Tätigkeit, auch 1928 im Januar, dann in allen folgenden Jahren. Am 5. Januar 1932 überslutete seine Lava weite Strecken. Von seinem höchsten Punkt bietet sich dem Beschauer ein schauerliches Bild, ein Bild in den tiefen Krater, in dem die Lava brodelt.

Im Vulkanobservatorium hörten wir einen lehrreichen Vortrag mit Lichtbildern über Vulkanbrüche. Danach sind die hawaiischen Vulkane nicht wie viele andere mit Gassen überladen, die Explosionen hervorrufen. Vielmehr steigt in ihnen die Lava langsam empor und fließt ab; dadurch bilden sich nicht wie etwa am Vesuv Erhebungen der Krater. Sie bleiben flach, und das Kraterloch sinkt immer wieder tief in sich zusammen, sobald die Lavamasse zurücktritt. Natürlich ist den Vulkanen nie zu trauen. Sie müssen dauernd beobachtet werden.

Bei der Kinoshau im Observatorium wurde die Geschichte von Frau Pele erzählt, genau dieselbe, wie man sie in Japan von Fuji-san und auch bei anderen Vulkanen berichtet. Die Sage meldet, daß eine alte Frau zum Hauje eines Inselbewohners kommt und um Nahrungsmittel bittet. Sie geht zum Nachbar, und dort wird sie bewirtet. Sie dankt und legt den Gastgebern, sie sollten sogleich um ihr unbegrenztes Grundstück Steine legen, um es so von dem des Nachbarn kenntlich zu machen. Man folgt dem Rat der alten Frau. Darauf legt ein Erdbeben ein, und der Vulkan sendet seine Lavamassen ins Tal. Sie weichen an dem mit Steinen bezeichneten Grundstück von ihrem Wege ab und zerfließen das der unglücklichen Nachbarn. In diesen Sagen ist der Glaube der Menschen an ein göttliches Walten in den Naturkräften gespiegelt, und so ist z. B. der Fuji-san, der heilige Berg der Japaner, zum Sitz einer Gottheit geworden.

Nach kurzer Rast im „Volcano-House“, wo wir wieder eingeborene Hula-Hula-Mädchen bei ihren graziosen Tänzen betrachten konnten, fuhren wir talwärts. Regen und Sonnenschein begleiteten uns abwechselnd. Eine herrliche Küstentour zeigte uns noch den Onomea-Bogen im Meer, eine natürliche Torfbildung, wie wir sie ähnlich im Capri im Arco naturale kennen. Von da besuchten wir den Regenbogen-Wasserfall, der uns in letzter Minute auch wirklich den Regenbogen zu zeigen versuchte. Ein liebliches Bild in der gewaltigen, großartigen Umgebung.

Das war der Schluß des großen Ausflugs. Noch einmal erklangen vor uns die hawaiischen Lieder. Dann hieß es Abschied nehmen von einem Paradies, in dem eines Volkes Seele stirbt. Mit festem Griff hält es die Zivilisation umspannt. Verflinten wird es in absehbarer Zeit, und nur in seinen Liedern wird eine spätere Zeit diese Seele noch erkennen.

* Vgl. die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202, 209, 216 und 223.

Don Alara May

XXIV *)

Die Gedanken wandern zurück zur Amerikareise vor vier Jahren. Damals standen wir am Hafen von San Franzisko und sahen ein nach Japan abfahrendes Schiff. Sehnsüchtig schauten wir ihm nach und dachten, wie schön es sein müßte, dieses Land kennenzulernen. Ein Wunsch schien es damals, der nie in Erfüllung gehen könnte. Nun kam unser Schiff von dort. Wir haben das schöne Heimatland der Japaner gesehen, und es hat uns viel gegeben. Dankbaren Herzens denkt man daran zurück. Der Wunschtraum wurde Erfüllung.

Am 12. Mai, an einem durchsonnten Morgen, sind wir in San Franzisko gelandet. Obwohl wir uns freuten, hier der Heimat wieder näher zu sein, schweiften doch wehmütige Gedanken zurück zu all den schönen Eindrücken der Reise, die nun langsam zu Ende geht.

Wir hatten uns von unserer Reisegesellschaft freigemacht, besuchten auf eigene Hand alle uns bekannten Punkte. Noch immer spielten Hunderte von munteren Seebunden an den Klippen im Meere. Gern schaut man wieder ihrem Treiben zu. Die Aussichtspunkte waren, wie fast immer in San Franzisko, vernebelt. Wir kannten die herrliche Fernsicht von früher und waren deshalb nicht enttäuscht. Gab es doch in der Nähe mehr als genug zu sehen. Prachtvolle Anlagen waren da neu entstanden. In den Dünen erhoben sich viele kleine Wochenendhäuser, und ein reicher Mann namens Fleischhacker hatte dicht dabei eine fabelhafte Anlage geschaffen, ein riesiges Schwimmbad im Freien, dessen Wasser durch eine Heizung ständig auf gleicher Temperatur gehalten wird. An heißen Tagen ist dieses Wasser wärmer als die Luft.

Im Aquarium, das einst ein Deutscher errichtet, begegneten uns noch einmal die wunderbaren Lebewesen der Südpole: die hübschen, uns aus Hawai bekannten Tierfische in ihrer bunten Schönheit und die schauerlichen Tintenfische, die kaum zu leben scheinen, so langsam sind ihre Bewegungen. Geflügelte Fische waren hier nur wenige zu sehen und auch nicht so schön wie in Hawai.

Im Park erstreuten uns wieder die Standbilder unserer Geistesgrößen. Da steht das gleiche Monument Schillers und Goethes wie in Weimar, und auch sonst sind noch viele unserer Unsterblichen hier vertreten. Alles Stiftungen deutscher Männer und Frauen. Auch den reizenden Japanischen Garten besuchten wir wieder. Diesmal erschien er uns freilich nicht mehr so schön wie vor Jahren. Wir hatten in Japan das Original kennengelernt; nun wirkte die Nachbildung, worin alles auf engstem Raum zusammengedrängt ist, fast überladen. Immerhin ist es eine nette, lebendige Wiedergabe der Heimatgärten der Japaner.

Zum erstenmal auf unserer Reise hatten wir in San Franzisko die Freude, vom deutschen Generalkonsul eingeladen zu werden. In all der Reisezeit vermigten wir es schmerzlich, daß

keiner unserer deutschen Vertreter im Ausland es für nötig hielt, seine Landsleute willkommen zu heißen. Es hätte ja nur ein Gruß auf dem Schiff zu sein brauchen. Ganz anders erging es da den Amerikanern. Sie wurden fast überall von ihren Konsulen eingeladen und fanden so in der Fremde stets einen Menschen, der ihnen ein Stück Heimat war und ihnen beratend zur Seite stand.

Wie schön es ist, im fremden Hafen vom Konsul des Heimatlandes empfangen zu werden, erfahren wir nun bei Dr. Häcker in San Franzisko. In seinem gastlichen Hause vergingen uns die Stunden wie im Fluge. Hier hörten wir vom Ergehen der Deutschen, ihrem Zusammenhalten und ihrem schweren Ringen in der Fremde. Gerade an diesem Morgen hatte der Konsul einen harten Kampf durchzuführen gehabt wegen des Nürnberg-Films. Man hatte Einschüebungen daran vorgenommen, hatte erlogene Greuelereien von angeblichen Judenmißhandlungen eingeschmuggelt. Zum Glück gelang es, die Stellen an den beigefügten Texten zu erkennen, die falsches Deutsch aufwiesen. So wurde der Film endlich verboten. Aber ein schwerer Kampf war vorausgegangen. Und diese Vorgänge waren bezeichnend. Feindliche Mächte stehen in Amerika gegen uns. Mut und Energie sind nötig, sie zu überwinden. Das erfahren wir hier und nahmen manchen guten Rat und manch nützliche Auskünfte von dem deutschen Haus mit auf den Weg.

Pünktlich um Mitternacht verließen wir den schönen, vom Lichterglanz der terrassenartig aufsteigenden Stadt beleuchteten Hafen von San

Franzisko und landeten am frühen Morgen in Los Angeles. Das heißt eigentlich landeten wir an der Mole von San Pedro, 45 Kilometer von Los Angeles entfernt; denn die schöne kalifornische Gartenstadt hat keinen eigenen natürlichen Hafen.

Ganz nahe bei Los Angeles liegen Beverly Hills und Hollywood. Die herrlichen Parkanlagen dieser Orte sind noch schöner geworden, als sie schon vor vier Jahren waren. Noch immer nennen die Fahrer hier die Namen der Filmgrößen, wenn man an ihren Besitzungen vorüberkommt. Reges Leben herrscht an und in den Studios.

Nach achttägiger Fahrt war Balboa, war der Panamafanal erreicht, dieses Wunderwerk menschlicher Kraft und menschlichen Geistes. Gegenüber diesem Riesenschiffen die Pyramiden von Gizeh, die man einst als das größte Weltwunder bestaunte; denn in einer der Schiffe allein ist mehr Material verarbeitet als in allen drei Pyramiden zusammen. Man sieht nur nicht soviel davon auf den ersten Blick. Man muß erst hindurchfahren; dann ahnt man, was da geschaffen wurde.

1881 begannen die Arbeiten am Kanal. Zu Tausenden starben die Arbeiter an Fieber und Typhus. Die Sümpfe erzeugten ungeheure Mückenwärme. Die fremd zugewanderten Arbeiter vertrugen das Klima nicht. Unterschleife, Unfähigkeit und sonst allerlei Hemmungen traten auf. Das gezehmete Geld erwies sich als unzulänglich, 1889 mußte die Arbeit eingestellt werden. Damit war das französische Unternehmen abgetan, obwohl 1894 eine neue Gesellschaft

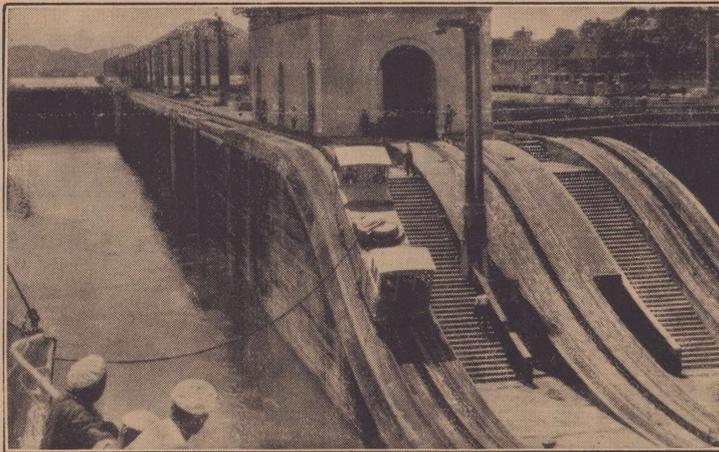
mit neuem Kapital zustande kam. Das Werk glitt den Franzosen aus den Händen, da inzwischen Amerika auf den Plan trat. Die Amerikaner bauten zunächst eine Eisenbahn über den Isthmus; der erste Zug überquerte 1895 die Landenge. Zugleich regten sich ihre Bemühungen um ein Konkurrenzbeginnen gegen das französische Unternehmen. Zum Schluß bekam Amerika alles in die Hand.

Am 28. Juni 1902 begannen die amerikanischen Kanalarbeiten unter dem genialen Ingenieur Colonel Goethals, der mit seinen Mitarbeitern das große Werk auch wirklich durchführte. Am 10. Oktober 1913, früh 9 Uhr (in Europa 3 Uhr nachmittags) wurde der Kanal eröffnet. Hunderttausende von Menschen waren am Kanal, um der letzten Sprengung beizuwohnen, die das Wasser der beiden Ozeane ineinanderfließen lassen sollte. Im Weißen Haus in Washington hatte Präsident Wilson die Vertreter der ganzen Welt um sich versammelt, um der letzten Handlung zur Vollendung des Kanals beizuwohnen. Diese letzte Tat führte Wilson von seinem Empfangsraum in Washington selbst aus. Eine unter- und eine überirdische Leitung von 4000 Kilometer Länge war von dem Raum, in dem Wilson mit seinen Gästen stand, bis zum letzten Hindernis am Kanal gelegt worden, bis zum Gamboadamm, der noch den Atlantischen Ozean vom Großen Ozean trennte. Die Ingenieure hatten dort in 1000 Bohrlöchern 40 000 Kilogramm Dynamit verteilt, die in einem Augenblick die letzte Schranke zwischen zwei Weltmeeren beseitigten.

Zur festgesetzten Stunde drückte Wilson auf einen goldenen Knopf im Versammlungsraum in Washington. Die ungeheure Entladung erfolgte planmäßig. Telegramme verkündeten der ganzen Welt das Gelingen. Die Erschütterung der Erde bei der Sprengung löst einen starken Erdbeben gleichem haben.

Zwei Amerikaner durchfuhren sogleich vom Gatunsee aus in einem Kanu den Kanal. Am 17. November 1913 fand eine Probefahrt mit dem Dampfer „Louise“ statt. Als dann die letzten Arbeiten bei Cucuracha beendet waren, wurde der Kanal auch für große Schiffe freigegeben; das war ein Jahr später, am 15. August 1914. Eine Eröffnungserklärung Amerikas für die gesamte Welt erfolgte aber erst im Juli 1920.

Der Kanal ist 80 Kilometer lang. Die durchfahrenden Schiffe müssen den 26 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Gatunsee durchqueren. Dazu dienen 6 Doppelschleusen. Die Schiffe werden darin gehoben und wieder gesenkt. Die Kosten der Durchfahrt für unser Schiff beliefen sich auf 12.500 Dollar, gegenüber der durch den Suezkanal, die 24.540 Dollar getostet hatte. Die Durchfahrt dauert 7 bis 8 Stunden. Es war eine ganz wundervolle, abwechslungsreiche Fahrt. Die Ufer, die entgegenkommenden Schiffe, deren Steigen und Fallen wir beobachten konnten, die Schleppbahn am Ufer, die unser Schiff im Gleichgewicht hielt, die fabelhaften Schleusen, die sich unterirdisch lautlos öffnen und schließen, alles das läßt immer neue, reizvolle Bilder.



Durchschleusen im Panamafanal

*) Regal, die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 158, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202, 209, 216, 223 und 230.

Don Alara May

XXV *)

Mit diesem 25. Artikel beenden wir Frau Alara Mays fesselnde Aufzählung über ihre Weltreise.

Schon lange, bevor sich das Schiff dem Hafen von Habana nähert, sieht man die schönen Ufer. Das Morro-Schloß mit seiner Umwallung auf der Bergeshöhe fällt weit hin auf. Das Wort „Morro“ ist spanisch und bedeutet „Berggebirge“ oder „Hochland“. Man bezeichnet so eine Festung, und eine Festung ist das Schloß auch wirklich. Es wurde 1597 zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet und diente lange Zeit als Fort. Heute ist es Sitz einer Kadetten-schule.

Von den Zinnen dieser Festung grüßte uns die kubanische Flagge. Ueber das in goldgelb blau und grün schimmernde Meer nahte sich unser stolzes Schiff dem Hafen, vorüber an drohenden Kanonen. Die Gebäude der Stadt wurden sichtbar. Reges Leben herrschte im Hafen, denn Kuba ist eine der wohlhabendsten Inseln der Antillen. Und doch ist kaum der zehnte Teil des Landes bebaut. Der fruchtbare Boden läßt alles in Ueberfülle gedeihen. So steht Kuba heute in der Zuckergewinnung an erster Stelle. Als nächstes ist der Anbau von Tabak zu nennen. Und Bananen, Ananas, Apfelsinen und Zitronen wandern in ungezählten Schiffsloadungen von Kuba hinaus in die Welt. Eine Fahrt hinein ins Land zeigte uns Reichtum und üppige Schönheit. Das Klima ist tropisch. Drei Monate im Jahr regnet hier der Regen aus, dann kommt er aber täglich, fast zur gleichen Stunde, und zwar so ausgiebig, daß er Fahrwege in reißende Bäche verwandelt.

Wir besichtigten die größte Zuckerrafinerie von Habana, wo wir die Herstellung der besten Zigarre der Welt, der Corona-Corona, beobachten konnten. Erstklassige Kräfte verarbeiten hier das kostbare Kraut aufs sorgfältigste. Auf sauberen Marmorflächen liegen die Blätter. Auch das kleinste Aderchen wird hier entfernt. Vom Arbeiter geht es zum Sortierer und nur das Beste vom Besten kommt zur Verpackung.

Wundervoll war die Rundfahrt am Meer entlang auf der breiten Korsostraße, die dann weit hinein führt ins Land. Dabei fiel uns auf, daß hier am Strand die alten Bäume, besonders die hohen Palmen gänzlich fehlten. Uns wurde gesagt, das sei ein Zeichen dafür, wie furchtbar die Stürme hier haulen; sie lassen in Seenähe nichts aufkommen.

Am Abend fährten wir zur Stadt zurück und besuchten dort noch die berühmten spanischen Sai-Mai-Spiele (Sprich: Sei-lei), ein aufregendes Ballspiel, ähnlich dem Tennis, aber schwieriger. Der rechte Arm der Spieler ist durch einen Korb verlängert, mit dem der Ball gefangen und geworfen wird. Dabei

gehts unglaublich flink zu. In einem langen Raum hinter Gittern flogen die Bälle, und die Zuschauerplätze sind bis hinauf zu den engen Logen, wo jeder Platz 1 Dollar kostet, dicht gefüllt. Wetten werden abgeschlossen, gewonnen und verloren. Das Geld fliegt hin und her, in eigens dafür vorhandene Behälter. Eine gewaltige Aufregung herrscht hier, bis endlich der eine der Spieler ermattet aufgibt. Fortsetzung folgt am nächsten Tag. Die Wetten werden gestoppt und die Zuschauer verlassen noch ganz aufgeregt die Halle.

*

Dann kam ein besonderer Augenblick: Zum letztenmal wurde die Hängetreppe des geliebten Schiffes bestiegen. Jeder von uns wird wohl daran gedacht haben, daß der nächste Hafen Neuyork war. — In stiller Nacht standen wir am Deck und sahen das Lichtermeer von Kuba, der schönen Insel, langsam verschwinden. Sicher wie immer fuhr das Schiff zum Hafen hinaus, und am 29. Mai landeten wir in Neuyork. Leider konnte uns die „Rejolute“ nicht zur Heimat zurückbringen, da sie schon für denselben Abend von einer anderen Gesellschaft gemietet war. Wir mußten also auf einem Schwesterschiff die Heimreise antreten. Da der „Ballin“, mit dem wir heimfahren wollten, erst in sieben Tagen in See ging, hatten wir viel Zeit für Neuyork, das wir schon zur Genüge kannten, für einen größeren Ausflug aber wieder zu wenig. So kamen wir auf den Gedanken, die Weltausstellung in Chicago und die Kriegsflottenschau in Neuyork zu besichtigen. Dagegen stand jedoch ein Hindernis. Sollten wir auf dem Landweg nach Chicago und wieder zurück reisen, so wäre unser Plan nicht auszuführen gewesen. Nur mit dem Flugzeug konnten wir es schaffen. In 5 bis 6 Stunden fliegt man von Neuyork nach Chicago. Aller Stunden soll ein Flugzeug gehen. Die Sache wurde erwogen und ausgeführt.

Wir flogen, und es ging ganz gut. Kurz vor Chicago aber betamen wir einen Motordefekt. Auf einer Notstation im freien Felde mußten wir niedergehen, 60 Kilometer von Chicago entfernt. Ein anderes Flugzeug wurde beordert. Nach langem Warten kam es und nahm uns auf. Das Einsteigen ohne Treppe war ein Kunststück, aber es gelang. Zur Belohnung für unsere ungewollte Rast durften wir dann noch über die Stadt und das Ausstellungsgelände fliegen. Wir hatten einen märchenhaften Ausblick von unserer Höhe auf die Millionen Glühlampen, die erleuchteten Springbrunnen und die Industriehallen.

Drei an Eindrücken reiche Tage brachten wir in Chicago zu. Jeden Tag waren wir in der Ausstellung, genossen aber trotzdem nur eine Kostprobe. In riesiger Schau sind hier die Erfindungen und Neuerungen auf allen Gebieten der Technik anschaulich dargestellt.

Alle Nationen waren auf der Ausstellung mit eigenen Bauten vertreten und zeigten das

Besondere ihres Landes. Deutschland bot eine schöne Gaststätte „Alt Heidelberg“ und ein „Schwarzwalddorf im Winter“ mit einer Eisbahn, wo man Röllschuh lief. Die Votale waren so überfüllt, daß kein Platz zu finden war. Ueberhaupt erfreut sich die Ausstellung eines so regen Besuchs, daß die Kosten schon im vorigen Jahr gedeckt waren und sogar noch ein ansehnlicher Gewinn blieb. Kein Wunder, daß man sich entschloß, sie noch ein weiteres Jahr stehenzulassen.

Besonders fesselnd war die Gewinnung des „schwarzen Goldes“, wie man das Del nennt. Schwarz entstieg es dem Boden und wird durch Raffinerie bis zur Wasserklarheit gereinigt. Die Diamantengewinnung ist in einer unterirdischen Mine zu beobachten. Daneben stehen die Kronen der ganzen Welt in Nachbildungen, aber mit echten Perlen und Diamanten geschmückt, zur Schau. Ferner sind herrliche Diamanten ausgestellt. Diese Kostbarkeiten werden von der Höhe aus bewacht. Eine einzige verdächtige Bewegung eines Besuchers — und sogleich würde alles verschwinden.

Amerika zeigt natürlich alle Erzeugnisse und alle Stämme seines Landes, auch Indianer. Aber diese Rothhäute haben mit den weitab von aller Zivilisation lebenden Indianern in Arizona, die wir vor vier Jahren besuchten, nichts zu tun. Es war armes Volk in alter Tracht, aber noch fähig, schöne Silberarbeiten und Kleidung nach alter Art anzu fertigen. Auch die berühmten Töpfereien von Idesano fehlten nicht. Sie gleichen denen, die wir an Ort und Stelle sahen.

Sehr ergrißen hat mich der Anblick der alten Blockhütte, in der der Präsident Lincoln geboren wurde; auch sein schlichtes Wohnhaus und viele Erinnerungstücker an ihn hat man hier zusammengetragen.

Zum Schluß besuchten wir eine Siedlung aus alter Zeit, wie Karl May sie beschreibt. Es war mir, als müßten seine Gestalten aus den Gebäuden hervortreten, als schlichen hinter den Pflanzen der Umzäunung die Feinde umher. Ich stieg hinauf auf die Wachtürme, setzte mich auf die harten Holzpritschen und an den einfach genagelten Tisch und sah die Feuerstelle mit den alten Geräten. Welch ein Zauber ging von alledem aus! Aber es ist eine verunkelte Welt. Man kann sie nicht festhalten. Sie lebt nur noch in den Büchern.

*

Der Gatte meiner lieben Reisegefährtin, beide bekannt aus meinem Buch „Mit Karl May durch Amerika“, hatte in Neuyork wieder, wie vor vier Jahren, in dem schönen Savon-Bazaar-Hotel für uns Zimmer gemietet und die Räume verschwenderisch mit Blumen ausgestattet. Dankbar genossen wir den behaglichen Aufenthalt.

Bei Freunden am River Side Drive sahen wir in den nächsten Tagen die imposante Flotten-

schau, 80 große Kriegsschiffe, die am Hudson ankerten. Tausende von Menschen belagerten die Ufer. Am Abend fuhrn wir die ganze Strecke ab und weiter über die neue Brücke, die größte der Welt, die Neuyork mit New Jersey verbindet. Vor uns hatten wir die erleuchteten Schiffe, die mit ihren riesigen Scheinwerfern die nächtliche Umgebung erhellten. Der vorletzte Abend unseres Aufenthalts in Neuyork gestaltete sich zu einem Festabend für mich. Im Heim eines lieben Freundes fand eine Indianerhuldigung für mich statt. Zahlreiche Gäste, darunter viele Indianer, hatten sich in den schönen Räumen versammelt. Von den Indianern wurden Kulttänze aufgeführt und erklärt, ferner Gesänge, Märchen und Betrachtungen nach alten Ueberlieferungen vorgetragen. Alle diese Rothhäute hatten höhere Schulen besucht. Es sind gebildete Menschen, die meist als Lehrer wirken. Ein fester Zusammenhalt ist unter ihnen. Sie sind stolz auf ihre Rasse und halten sie rein.

Dieser Abend war ein schöner Abschluß der Weltreise, die uns so viel Neues und Wissenswertes gebracht hat.

Dankbar gedenke ich hier der Reiseleitung, die so vorzüglich für uns sorgte. Niemand hätte man auf eigene Faust so viel sehen und erleben können in so kurzer Zeit, wie es unter dieser ausgezeichneten Führung möglich war. Es muß auch in aller Welt bekannt sein, daß die deutschen Schiffe für derartige Reisen die besten sind; denn auf unserem Schiff waren die verschiedensten Nationen vertreten, Nationen, die selber Schiffe von der Art der „Rejolute“ laufen haben. Wenn diese Fremden es vorziehen, mit einem deutschen Schiff zu fahren, so ist das doch sehr auffällig. Wir Deutschen waren uns jedenfalls einig, daß unser Schiff uns das liebste auf der Welt war, und wir alle werden wohl bis zum Lebensende dankbar an die liebe „Rejolute“ zurückdenken.

Es war eine wunderschöne Zeit, die 143 Reisetage, da wir im aufgehängenen Buch der Welt, geschrieben von Gottes eigener Hand, lesen durften. Wie klein ist jedes einzelne und wie groß das Ganze! Wie verschieden sind die Anschauungen der Menschen und ihre Religionen, die im Grunde doch alle in die eine Erkenntnis ausmünden, in die Erkenntnis menschlicher Nichtigkeit vor dem Ewigen.

Am Abend des 6. Juni bestiegen wir den Dampfer „Ballin“, der uns endlich zur Heimat zurückbringen sollte. Eine Minute nach Mitternacht löste sich das Schiff vom Pier. Noch lange standen wir an Deck und sahen das Lichtermeer der Riesenhafen Neuyork entschwinden. Die Fadel der Freiheitsstatue grüßte zum letztenmal.

Zwei stürmische Tage folgten, dann wurde die See ruhiger. Schließlich war der Heimathafen erreicht. Unsere deutschen Vieder, die wir auf der Reise so oft gehört, erlangen wieder. So wie hier, im Anblick der Heimat, erschütterten sie uns nie zuvor. Die Tränen ließen sich nicht zurückhalten, Tränen der Dankbarkeit für all das Schöne, das ein gütiges Geschick uns geboten, Tränen der Freude, die geliebte Heimat wieder zu grüßen. Was Heimat heißt, weiß vor allem der, der die Fremde kennt. Mag sie noch so schön sein, die Heimat erregt sie nicht. Das köstlichste Heiligtum des Menschen ist und bleibt die Heimat!
Ende.

*) Beral, die Nummern 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 126, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202, 209, 216, 223, 230 und 237.